

# Die Gartenlaube



Der  
Roman

Aufn. W. Prager



# Vom Ohr zum Herzen

**Herzenswunsch.** Sie sind seit frühester Kindheit Waise und haben seit Jahren in frauenlosem Haushalt einen guten Wirkungskreis gefunden. Obwohl Sie sich in Ihrer Stellung wohlfühlen, bedrückt Sie die Sehnsucht nach einem eigenen Heim, nach dem Lebensgefährten.

Ihr sehr ehrlicher Brief hat mir Freude gemacht, und ich wünschte von Herzen, Ihnen helfen zu können. Ihre Absicht, einmal auf die in der „Gartenlaube“ erscheinenden Anzeigen zu antworten, ist durchaus vernünftig. Versuchen Sie es ruhig einmal mit einer eigenen Anzeige. Sie brauchen den Weg nicht zu scheuen, den heute viele Menschen gehen, weil ihnen ihr Mangel an Gefelligkeit die Möglichkeit nimmt, auf andere Weise neue Menschen kennenzulernen. Und warum sollte es auf diesem Weg weniger möglich sein, den richtigen Partner zu finden als durch andere Begegnungen, die doch auch oft nur dem Zufall ihre Entstehung verdanken? — Sie fürchten sich, mit Verwandten oder Freundinnen über Ihre Wünsche zu sprechen, weil man Sie „auslachen könnte“. Versuchen Sie, diese Angst zu überwinden! Kein vernünftiger Mensch wird es lächerlich finden, wenn ein junges Mädchen sich danach sehnt, Gattin und Mutter zu werden. Warum wollen Sie sich eines Zieles schämen, zu welchem die Natur selber Sie geschaffen hat? — Wohl begreiflich, aber doch nicht richtig finde ich auch Ihre Scheu, mit Ihrem Brotherrn über Ihre Gedanken zu sprechen, nachdem Sie seit Jahren seinen Haushalt versorgen und als zur Familie gehörig betrachtet werden. Gerade als Vertreter seines Berufes müßte er der nächste sein, um in seelischer Not Rat und Führung zu geben. Sie sagen selbst, daß er verlegt sein könnte, wenn er wüßte, daß Sie sich nicht an ihn wenden. Und es wäre ja wirklich mangelndes Vertrauen bei Ihnen. Zum Schluß sagen Sie, Sie wären zu schüchtern, um an geselligen Veranstaltungen teilzunehmen. Schüchternheit ist etwas, was überwunden werden kann. Ein wenig mehr Selbstvertrauen wünsche ich Ihnen! Sie stehen in einem geordneten, sauberen Leben, Sie haben selbstständig arbeiten gelernt, sind jung und gesund, mit unverbrauchten seelischen Kräften; Sie sind reicher, als Sie selbst wissen, reicher als viele Mädchen, die unter ganz anderen Voraussetzungen sich eine Ehe ersehnen — denken Sie nicht zu gering von sich? Überlegen Sie sich einmal ob Sie sich nicht einem Verein anschließen könnten! Jugend gehört zu Jugend, der junge Mensch braucht andere junge Menschen, wenn er nicht frühzeitig alt und im Innern unbeweglich werden will. Je länger Sie warten, desto größer werden Ihre Hemmungen. Da Sie eine Freundin haben, könnten Sie mit ihr zusammen sich nach einer Vereinigung umsehen, deren Ziele Ihnen Anregung bringen. Zu zweit ist so etwas doch gar nicht schwer. Und

zuerst einmal nur hingehen, prüfen, sich umschauen — das verpflichtet doch zu nichts! Da es Ihnen Freude macht, sich weiterzubilden, könnten Sie sich auch nach einem Sprachzirkel erkundigen; da haben Sie Freude an der Arbeit und sehen neue Menschen. Sie können sich doch gewiß manchmal abends freie Zeit nehmen. Gehen Sie, Wege gibt es

schon; man muß nur ein wenig Mut haben, nicht nur still zu Hause sitzen und auf das Wunder warten. Das könnten noch unsere Großmütter; wir aber müssen uns selber rühren und, wo es not tut, selber die ersten Schritte machen, um eine Einsamkeit zu durchbrechen, in der unser Herz friert. Für Ihre netten Bildchen herzlichen Dank! Guten Erfolg! Und wenn Sie einmal wieder in Sorgen sind, so schreiben Sie mir ruhig.

**G. St.** Sie haben vor Jahren in Rußland geheiratet und sind durch das Verhalten Ihrer Frau und deren hohe Ansprüche in materiellen Dingen sehr enttäuscht worden. Seit Jahresfrist leben Sie aus wirtschaftlichen Gründen wieder hier in Deutschland von der Frau getrennt. Aus den Briefen Ihrer Frau haben Sie den Eindruck gewonnen, daß sie ihr Unrecht bereut, und stehen nun vor der Frage, ob Sie sie herüberholen sollen.

Die grundsätzliche Veränderung in der Einstellung Ihrer Frau erkennen Sie zunächst nur aus ihren Briefen. Das muß natürlich zu einer gewissen Vorsicht mahnen. Ich will nicht untersuchen, wie weit die Tatsache, daß es Ihrer Frau jetzt dort schlecht geht, für die Wandlung entscheidend ist; aber Sie werden verstehen, daß Ihre Schilderung der Vergangenheit eine gewisse Skepsis wachruft. Da Ihnen hier noch die nötige wirtschaftliche Basis fehlt, wäre es ein großer Fehler, die Frau jetzt schon nachkommen zu lassen. Selbst wenn man den besten Willen voraussetzt, bleibt es fraglich, wie weit dieser Wille einer so schweren Belastung, wie sie Existenznot darstellt, standhält. Andererseits stehe auch ich auf dem Standpunkt, daß Sie mit Schließung Ihrer Ehe eine Aufgabe übernommen haben, der Sie sich nicht ohne weiteres entziehen dürfen. Deshalb dürfen Sie nicht zu schnell Endgültiges festsetzen. Schreiben Sie Ihrer Frau, daß sie zunächst weiter in ihrer Heimat bleiben solle, bis Sie hier eine richtige Existenz gefunden haben! Und wenn sie es ernst meint mit ihrer Liebe, solle sie dies dadurch beweisen, daß sie tapfer auf dem Posten bleibt wie Sie hier.

Mutter Frida. Ihr zehnjähriger Sohn hat mit großer Begeisterung und Gewissenhaftigkeit Meerschweinchen betreut. Da die Tiere aber Ihrem Hausfrauenauge ein Dorn sind, wollen Sie dem Jungen seine Meerschweinchen fortnehmen, worüber nicht nur er, sondern auch sein Vater empört ist. Ihr Mann hat nicht unrecht; der Umgang mit Tieren und vor allem die Sorge für sie ist für Kinder von gutem pädagogischem Einfluß, und ich meine, wenn Sie

ein Auge zudrücken, müßte sich auch die praktische Lösung der Unterbringung weiter ermöglichen lassen. Einen kleinen Trost will ich Ihnen aber auch geben; die Neigungen der Kinder wechseln meistens schnell, besonders wenn sie sie recht ungetrübte austoben können.

## In der nächsten Nummer

**Hinter den Kulissen der Mode.** Eine Plauderei von Fritz Bruckner mit Aufnahmen und Zeichnungen

**Mütter und Töchter als Sportkameradinnen** Eine Anregung von Gertrud Waldschütz

**Besuch in der Vierfüßer-Hochschule.** Von Eduard W. von Rosenberg

**Schönheit von innen her** Allerlei Ratschläge von Walter von Hollander

**Wir spielen Pitsche-Patsche** Lustige Verse für den Kinderalltag von Loni Wagner

**Die galoppierende Mode.** Von Wanda Icus-Rothe

**Frau von eigenen Gnaden.** Roman von Adele Ude  
Von Martin Conrad

**Küche:** Das Kalb in der Tüte

**Mode:** Tunesia-Stickerei  
Spaziergang im Frühling  
Schuhe, Hüte, Taschen — das modische Zubehör

**Theater und Film**

**Der Radiodoktor**

## Erfrischt, verjüngt

durch tägliches Abpudern mit Vasenol-Körper-Puder, der die Haut gesund erhält, Wäsche und Strümpfe schont. Deshalb unentbehrlich:

# Vasenol

KÖRPER-PUDER



## ZUR ERHALTUNG DER GESUNDHEIT



K. HUBSCHMANN



# Die Gartenlaube



Berlin, 23. März

Begründet 1853

Nr. 12

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



## Zum Gedenken der Toten des Weltkriegs

Der Volkstrauertag wurde im ganzen Reiche in würdigen Feiern begangen. In Berlin veranstaltete der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in der Staatsoper Unter den Linden eine große Heldengedenkfeier, an der auch der Reichspräsident und die Reichsregierung teilnahmen. Nach der Feier begab sich Hindenburg, wie unser Bild zeigt, vorbei an der Ehrenkompanie und den aufmarschierten nationalen Verbänden zum Reichsehrenmal, wo er zum Gedächtnis der Gefallenen einen Kranz niederlegte. (Bild rechts. Links von Hindenburg Reichskanzler Hitler, rechts Vizekanzler von Papen und Reichswehrminister von Blomberg)





SIEGFRIED SCHÜTZE:

# 37000 Kilometer auf dem Fahrrad

4. Reisebericht aus  
Argentinien und den Anden

Unser Mitarbeiter Siegfried Schütze erzählte in Heft 1 von seiner Radreise durch Spanien und Nordafrika, in Heft 5 von seinen Abenteuern in Uruguay und Paraguay und in Heft 8 von seiner Fahrt durch Brasilien. Wie bei den drei ersten Berichten wird der Verfasser auch seine Schilderung der Andenüberquerung durch meisterhafte Photos ergänzen.

Die Schriftleitung

Revolution in Buenos Aires. Menschenmassen stauen sich in der Avenida del Mayo vor dem Zeitungsgebäude der „Critica“, um durch Lautsprecher die neuesten Nachrichten zu erfahren

In den Septembertagen des Jahres 1930 tobte in den Straßen von Buenos Aires der von Studenten und Arbeitern angeführte Aufruhr gegen die Regierung des Präsidenten Frigoyen. „Hoch Argentinien! Freiheit! Brüderlichkeit!“ gellte es aus den Kehlen der vieltausendköpfigen Volksmenge auf dem breiten Kongressplatz. Doch schon kamen auf schäumenden Pferden Polizeieinheiten der Regierung, die blanken Säbel schwingend, durch die Hauptstraße, die Avenida del Mayo, geritten, um sie vom Publikum und von Fahrzeugen freizuhalten. Eine etwa fünfzehn Meter hohe Leiter an einer Straßenlaterne, von ängstlichen Monteuren soeben verlassen, bot mir willkommene Gelegenheit, über die Menge hinweg die anstürmenden Polizisten zu beobachten. Mit Karabinern bewaffnet, trabten sie heran, glitten flink aus dem Sattel, standen im Nu in zwei Reihen und nahmen



Das Nationaldenkmal auf dem Kongressplatz wird bei Festlichkeiten mit farbigen Scheinwerfern beleuchtet





Die Felsenhöhle von Mongotes in der Sierra de Cordoba hat eine Höhe von 10 Metern

knien Feuerstellung. Gleich darauf knallten ihre Salven über den Kongreßplatz. In diesem Augenblick — einem der gefährlichsten meines Lebens —, noch den Photoapparat im Anschlag, um die Flüchtenden zu knipsen, schlug mir doch gewaltig das Herz, und die Knie drohten zu versagen. Zudem hieß es jetzt, aus der ungemütlichen Höhe herabzuklimmen. Immer noch schwirrten die Geschosse auf dem teilweise schon geräumten Platz. Eilends hastete ich davon, stets gewärtig, eine verirrte Kugel in die Rippen zu bekommen. Als ich mein Fahrrad glücklich erreicht hatte und endlich in eine Seitenstraße einbiegen konnte, kam es mir erst voll zum Bewußtsein, welch arger Bedrängnis ich da entronnen war.

Doch die argentinischen Revolutionäre setzten sich durch: Die neue Regierung Urriburu hatte die Schlacht gewonnen. Und singend, unter dem Geleit zahlreicher Musikkapellen, zogen Volk und Militär zum Regierungspalast, um dem neuen Präsidenten ihre Huldigung darzubringen. Urriburu dankte seinen Anhängern in flammender Rede.

Vierzehn Tage später verließ ich die Hauptstadt, um das Innenland kennenzulernen. Auf noch gut asphaltierter Chaussee gelangte ich bald in die Campplandschaft. Hundert Kilometer weiter freilich hörte jeglicher Genuß des Fahrens auf; denn die immer schlechter werdenden Wege zwangen mich oft, mein Rad zu schieben. Meinen Blicken bot sich jetzt tagelang, wie seinerzeit in Uruguay, baum- und strauchloses Wiesenland, mit Tausenden weidender Rinder und Pferde. Hier, Mitte September, war vom Frühlingseinzug noch kaum etwas zu merken.

Das erste Campstädtchen Rafaela war erreicht. Endlich wieder Bäume mit frischem Grün! Wie in Buenos Aires, wurde ich auch hier vom Professor für Naturheilkunde gastfreundlich aufgenommen. Professor Marengo übte seinen Beruf, trotz Verbots durch die Regierung und die medizinische Fakultät, mit großem Erfolg aus; außerdem galt er als bedeutender Hypnotiseur und Fakir. Die Behörden der kleinen Ort-

schaft trauten sich an ihn nicht heran, weil seine magische Kraft ebenso die Feinde in Respekt wie seine Freunde in Verehrung hielt. Natürlich interessierte es mich, Näheres über die Fakirkünste des seltsamen Mannes zu erfahren, und im Beisammensein mit ihm und seinen Angehörigen konnte ich manches Lehrreiche sehen und lernen. Beispielsweise versetzte sich der Professor, übrigens auch ein Vegetariertamerad, in Katalapsie, wobei zwei Stühle in einem Abstand von ungefähr anderthalb Meter bereitstanden, um seinen steifen Körper zu tragen, den dann vier seiner Familienmitglieder bestiegen, ohne daß dessen Starre im geringsten nachgab. Eine



weitere Fakirprobe war das Durchstechen von Brust, Armen und Gesichtsteilen mit silbernen Nadeln. Ein andermal hypnotisierte er ein Medium, das dabei ein Samtkissen, auf dessen Mitte sich ein eiförmiger, durchsichtiger Kristall befand, in den Händen hielt. Dem Professor lag daran, mit meinen weiteren

Riesenhafte Zweiradkarren, mit 2 oder 3 Maultieren bespannt, dienen zum meilenweiten Transport von Heu- und Strohballen

Ähnlich der Paßstraße am Stillserjoch, zieht sich eine Gebirgsstraße über die Andenkordillere bis zu 4200 m Höhe. Im Hintergrund die Schneespitze des Cerro Paloma (4970 m)





Reiseweg voraussagen zu lassen, damit ich ihn günstig und gefahrlos gestalten könne. Demzufolge riet mir das Medium, bei Überquerung der Anden mich reichlich mit Nüssen und Früchten zu versehen. Leider beachtete ich diesen Rat später nicht genügend; schleppte statt dessen im Hochgebirge einen fetten Ziegenkäse mit, der unterwegs madig und ungenießbar wurde.

Von dem lebenswürdigen Professor Marengo erlernte ich übrigens auch die wildestärkende japanische Gymnastik. Und ihr hatte ich es zu verdanken, daß ich die Anstrengungen beim Überwinden von Salzwüsten und Urwald- oder Hochgebirgsstrecken mit dem Fahrrad durchzuhalten vermochte.

Viele Tage radelte ich mühselig durch die kahle argentinische Pampa, oft mein Fahrzeug über sandige Stellen tragend, ehe ich endlich wieder eine Asphaltstraße unter die Räder bekam. Wie ein Strahlenneß von Gold flutete lehtes Sonnenlicht über die Berge der Sierra de Cordoba. An ihrem Fuße liegt die einst von spanischen Jesuiten gegründete gleichnamige Stadt. Und auch hier, in Cordoba, empfing mich der Vorsitzende der Vereinigung der Vegetarier und Naturfreunde, Professor Felipe Gagliano, wie einen Bruder. Am Sonntag darauf fuhren wir mit anderen Freunden gemeinsam in die Berge. Kristallklare Quellsbäche luden uns zum Bade; und die mächtigen Weidenbäume am Ufer boten mit ihren aus über zehn Meter Höhe herabhängenden Zweigen Schatten und Schutz gegen die hierzulande oft allzu sengende Sonne.

Nach dem in bitterem Schweiß erklimmen Höhenpaß der Sierra folgte eine herrliche Vergabfahrt auf einer allmählich abfallenden Straße. Meine Brust belebte der würzige Duft der hier an den Hängen üppig wachsenden Kräuter, deren bunte Blüten von zahllosen Bienen umschwärmt waren. Der aromatische Honig aus dieser Gegend ist, wie ich erfuhr, besonders begehrt und teuer.

Nach weiterem zweistündigen Abwärtsradeln bot sich meinem Blick eine veränderte Landschaft: zu beiden Seiten des Wegs undurchdringliches Dornengebüsch mit riesigen Stachelakteen. Doch die Freude, die mir der Anblick ihrer weißen Riesenblüten gewährte, dauerte nicht lange; denn leise vernehmbares Rischen verkündete eine üble Reifenpanne, und die Borderraddecke war mit Dornen und Akteestacheln gespickt. Es begann jetzt für mich ein wahrer Leidensweg, mit dauernden Reifen- und Schlauchreparaturen; und schließlich mußte ich mein Rad viele Kilometer weit tragen, da all mein Glückzeug aufgebraucht war.

Die kreolischen Bewohner dieser stacheligen Landschaft leben in ärmlichsten Verhältnissen. Aus Kistenbrettern und Konservbüchsenblech erbaute Buden dienen ihnen als Wohnungen. Wenn nicht Ziegenherden ihren Unterhalt an den Akteen und deren Früchten fänden, so würde der Wanderer wohl in dieser regenarmen Gegend keine Menschenseele antreffen. Daher bilden Ziegenmilch, Ziegenkäse und Ziegenfleisch hier meist — denn oftmals fehlt es an Brot — die einzige Nahrung.



Der Silberfluß in einem der oberen Cordillerentäler

Gefährlicher Aufstieg in Eis und Schnee nach dem Pico Negro (4400 m)



Auf dem dornigen Weg von der Sierra de Cordoba bis zu der von kunstvoll angelegten Bewässerungsgräben durchzogenen Ebene der reichen Weinrebenprovinz San Juan hätte ich sicherlich eine Menge Zeit verloren, wenn mich die argentinische Provinzeisenbahn nicht ein Stück mitgenommen hätte, mit deren Hilfe ich einigermaßen schmerzlos dieser Stachelhölle entrannte.

Die Stadt San Juan konnte ich dann mit neuen Fahrraddecken verlassen. Jetzt aber galt es, in Richtung auf Mendoza eine breite Salzwüste zu kreuzen. Vorher hielt ich Rast in der letzten Estancia, von

der aus mittels der typischen, großrädigen, mit vier Maultieren bespannten Peukarren meilenweit die Fuder nach San Juan gefahren wurden. Die Nacht verbrachten wir an schwelenden Lagerfeuern, deren Rauch aber die dreiften Müdenschwärme in ihrem peinigen Geschäft nicht störte, so daß ich mich am andern Morgen übernünftig und zerstoßen erhob — in keiner guten Verfassung jedenfalls für die Fahrt durch die baum- und strauchlose, wasserarme Salzöde. Mit einer Feldflasche voll Wasser und der letzten Melone meines Reiseproviantes hoffte ich trotzdem, in einer Tagestour die Wüstenhize überstehen zu können. Glühend flimmerte die Luft auf der weiten Fläche. Wagenspuren im Sand wiesen mir den Weg. Mühsam in diesen eingegraben Furchen mein Rad schiebend, mußte ich mein Lehtes daransetzen, um vor Einbruch der Dunkelheit die erste menschliche Siedlung zu erreichen. Dort erquidte eine Tasse heißen Matetees von hilfsbereiter Argentinierhand meinen ausgedorrten Gaumen, und eine kräftige Mehlsuppe stillte den Hunger.

Mendoza, Durchgangsstation vom Pazifik nach dem Atlantik, bildete auch für mich den Ausgangspunkt zu der Überquerung des fast 4000 Meter hohen Gebirgspasses der Anden. Gigantisch und zackig ragt in dieser Stadt das aus weißem Felsgestein errichtete Bauwerk auf dem Cerro de la Gloria, mit dem bronzenen Reiterstandbild des Befreiers von Südamerika, des berühmten Generals San Martin. Von der Plattform aus bietet sich dem Beschauer ein überwältigendes Panorama der von ewigem Schnee bedeckten Anden.

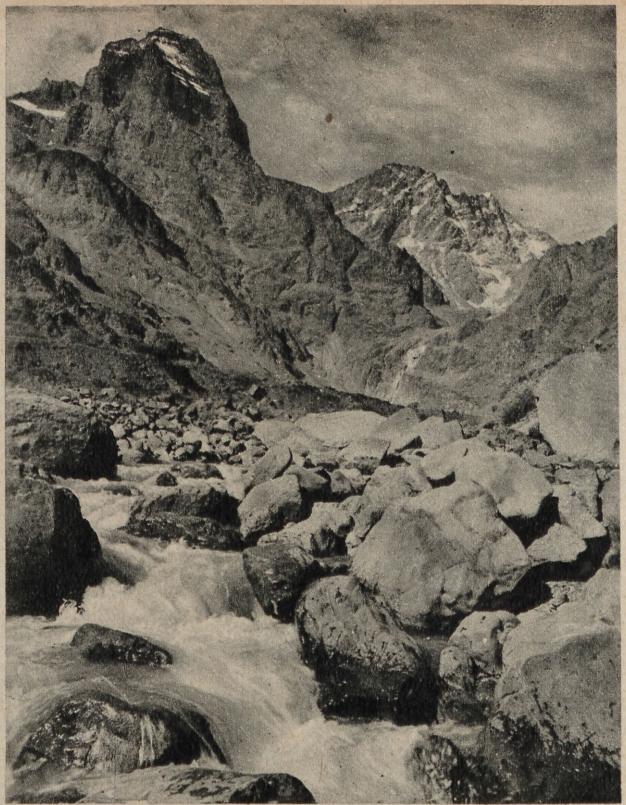


Nachdem ich die Vorberge mit ihrem spärlichen Kräuterwuchs, zur Seite die schmutzigen Gletscherwasser des Mendozaflusses, hinter mich gebracht hatte, gelangte ich ans Ziel meiner ersten Tagesroute: nach Bad Cachenta. Hier, in 1200 Meter Höhe, war ehemals nur ein ödes Felsental; heute ist der Ort vielbesucht wegen seiner heilkräftigen Thermalquellen.

Die Weiterreise am nächsten Tag war mit größeren Schwierigkeiten verbunden, denn die Autostraße ging nur bis Cachenta. Also mußte ich den steinigen Schienenweg der Andenbahn benutzen und durch mehrere Tunnel hindurch und über Brücken hinweg mein Rad tragen. Rot, grün und gelb schimmerte rings die groteske Felsenwelt.

Auch die nächsten Tage brachten noch Strapazen über Strapazen. Immer bergan gegen Wind und Gebirgskälte . . . Mein Proviant ging bedenklich zur Neige. Nach sechstägiger Anstrengung endlich war, in 3600 Meter Höhe, der große Grenztunnel erreicht. Hilfsbereite argentinische Zollpolizisten gaben mir eine Lampe, damit ich den fünf Kilometer langen Tunnel passieren konnte. An seinem jenseitigen Ende erblickte ich das Tageslicht eines neuen Landes. Die dortigen Grenzbeamten nahmen die geliehene Lampe in Empfang und prüften höflich meinen Reisepaß. So radelte ich denn nun freudig die in Serpentinaen abwärts führende Gebirgsstraße, begleitet von silbrig glitzernden Bächen, hinab, um am Nachmittag in die lieblich grünen, schon wärmeren Täler des neuen Landes zu gelangen: der Republik Chile.

Wildromantisches Gebirgstal in den Anden



# Die Bambelschnut

Eine Erzählung aus dem Hunsrück  
von Wanda Icus-Rothe

Ich hatte sie über ein Menschenalter nicht mehr gesehen, auch nicht an sie gedacht. Sie war schon nicht mehr jung gewesen, als wir noch mit der Schiefertafel unter dem Arm morgens an ihrem Haus vorbei eilgig in die Schule liefen. Wir mußten da an manchem Hofgering vorüber, aber bei ihr guckten wir immer noch einmal extra in die kleinen Fenster, ob da nicht wieder ein wenig „Schandal“ wäre, der uns einen kleinen Gesprächsstoff für die Viertelstunde Freizeit, die es während des ganzen Morgens, aber nur ein einziges Mal gab, gebracht hätte. Bambelschnut war keine Hiesige, sie stammte aus einem kleinen Dorf an der Mosel und war schon „hinter sich gegangen“, als sie heiratete, weil sie dabei auf den rauhlichen Hunsrück gekommen war. Das versicherte sie uns, wann wir es nur hören wollten. Im Dorf war sie nicht arg angelegen; sie hätte ein zu wütiges Maul, sagten die Weiber, und dann täte sie auch noch gern über die Stalltür nach andern Mannsleuten gucken, was sein Leben nicht Mode hier oben gewesen wäre für eine verheiratete Frau. Bambelschnut hieß sie wegen einer etwas breit hängenden Unterlippe. Sie sagte uns aber damals immer, daß sie ein sehr schönes Mäde und viel zu schade für den Hunsbuckel gewesen sei, wo es nur Schlehen und Holzapfel gäbe; und wenn man wirklich einen Weinstock auf der Sonnenseite am Haus hätte, dann würden die Trauben nicht größer als die Vogelfirschen an der Schöfi und blieben sauer wie Essig. Das konnten wir nicht widerlegen, aber es kröpfte uns doch, und wir hatten eine kleine Schadenfreude, wenn ihr Mann mal auf den Tisch haute, daß die Kaffeetassen schepperten. Die Zwetschen und Äpfel waren bei uns nicht schlechter als an der Mosel, meinten wir, was brauchte sie sich auf Trauben zu versteifen, wovon sie wissen mußte, daß der frühe Herbstfrost sie holte?

Und nun gehen meine Schwester und ich durch die bekannten Gassen. Wir kennen die jungen Leute nicht mehr, und bei den Alten müssen wir uns besinnen, wer es sein könnte. Aber da rechts an der Steintreppe, da steht sie, die Bambelschnut. Aber dem Gartenzaun hängt noch immer der alte Quetschenbaum, von dem wir damals schon fürchteten, daß er bei einem Sturm über Nacht in die Kehl (Gasse) fallen müßte. Die schlotternden Äste um die mageren Hüften, die Haare unordentlich unter dem Kopftuch, so steht die Alte da. „Ei, gu'n Dag, Ihr Mädl!“ So hat sie schon gerufen, wenn wir morgens mit den Büchern unterm Arm vorbeiliefen, so macht sie es auch jetzt, obgleich wir selbst

schon erwachsene Kinder haben. Die Unterlippe ist noch breiter und schlotteriger geworden, auch das wütige Maul scheint noch vorhanden.

Sie muß weit über achtzig sein, aber äußerst geraßt (klar im Kopf). Sie wisse noch ganz genau, wie der Babba auf den Hochwald gekommen wäre. Sie und ihr Mann wären die ersten Hochzeiter gewesen, die der Herr Pfarrer kopuliert hätte. Eine so schöne Rede hätte er getan; sie faltete die Hände und leierte mit ihrer brüchigen Altweiberstimme den Text herunter. „E schön' Red' hat der Babba getan“, aber es wäre kein guter Anfang gewesen, nicht für den Babba und auch nicht für sie. Der Daniel hätte bald alles vergessen gehabt, und, „ihr Mädl, ich hab' leider Gotts auch nit immer dran gedacht. Wann er geschändt (gezannt) hat, tunnst ich et Maul nit halte. Und dann hab' ich mei Schläg' kriegt, schwarz und blau hat er mich manchmal geschlag; ich hab' gekriech und geheult, bei de Babba sin ich gelauf, aber ihr Mädl, die Mannsleut' helfen einanner, die verlassen sich nit, die tragen sich nit die Auge aus, wie wir Weibslaut' et machen, und dadurch packen sie auch alles, so is et. Ich soll heimgehen un mei Arbeit schaffe, hat der Babba gesagt, mei schwarzblaue Buckel wollt' er nit siehn. Die Jach hatt' ich schon vun der Schiller (Schulter) geriss' und wullt ihm die Schand' weise, aber er hat die Händ' aufgehobe (schöne Händ' hatt' euer Vatter, dat muß wahr sin!) und mit ganz weißem Gesicht gesagt: ‚Geht Sie heim!‘ Do mußt ich gehn, nitwohr?“

Der sinkende Abend loht um den Ringskopf, unter der Treppe zirpt ein Heimchen. Versonnen sehen wir in die Weite. Nach einer Weile sagt die Alte mit veränderter Stimme, und es ist fast nur noch ein Raunen: „Der Daniel is als lang' dot! Aber bis in der Zeit hon mer Streit gehabt, keiner konnt' dem andern e gut Wort gen. ‚Kumm mir nure nit nach!‘ hat er geruf, wie er schon bald nit mehr schwähe konnt, ‚Kumm mir nure nit nach!‘ Sieht ihr, ihr Mädl, ich hon ihm nit viel Gefalle' getan, wie wir noch beieinander ware, aber dat mußt' ich ihm doch zu lieb tun; er liegt schon über zwanzig Jahr' da drobe, aber ich sin ihm nit nachgang', und ihr Mädl, so hurtig gehn ich ihm auch noch nit noh! Hundert Jahr' will ich alt werde', und vielleicht mag ich auch dann noch nit sterbe!“ Und damit schlörzt sie mit einem „Gu' Nacht, ihr Mädl!“ in ihren alten Schlappen die ausgetretenen Stufen hinauf. Als die morsche Haustüre ins Schloß scheppert, glauben wir, ein böses Lachen zu hören.





# Rache per Schall- platte

Eine lustige Geschichte von  
Walter von Hollander  
Mit Zeichnungen von  
Prof. Paul Scheurich

Um Ruhe zu haben, hatte der Ingenieur Reinecke sich ein kleines Haus in einem Vorort gekauft und zog hinein mit seiner Frau und seinen beiden Kindern Bert und Christa.

Aber natürlich fanden sie keine Ruhe. Es war nämlich ein echter Vorort, mit mehr Tieren als Menschen. Rechts von Reineckes gab es eine Hühnerfarm. Ein Huhn hatte immer ein Ei gelegt, gackerte und jankte. Links aber wohnte Frau Professor Witttower, die einen Taubenschwarm hielt und mit einem überfetteten Dackel, namens Waldi, ihr Leben teilte. Frau Professor Witttower hatte, auf Anordnung des Tierarztes, ihrem Waldi dreimal täglich eine halbe Stunde Bewegung zu verschaffen, damit sein verfettetes Herz weiterarbeiten könnte. Deshalb sprang nun die Professorin von zehn bis halbdrei, von zwei bis halbdrei und von sechs bis halbsieben durch den Garten und schrie dazu in einem Distant, der durch alle Fenster und Mauern ging: „Spring, Waldi; mein Liebling! Du mußt springen. Hier ist ein Stöckchen, Waldi. Spring doch, Waldi, spring!“

Reinecke hatte am ersten Tage die Vorstellung für ein zufälliges Theater genommen. Er hatte seine Frau geholt, seine Kinder Bert und Christa, und alle vier standen verlegen auf dem Balkon und sahen die dicke Nachbarin um den Rasenplatz laufen. Waldi lief weniger. Er wedelte nur trübe mit dem Schweif, schüttelte unwillig die Ohren, ein paarmal rannte er auch mit dem Kopf gegen das Stöckchen. „Bravo! Brav gemacht, Waldi!“ schrie die Professorin dann gerührt.

„Schrecklich!“ seufzte der zwölfjährige Bert. „Der Dackel ist sicher älter als ich.“

„Schrecklich!“ seufzte Christa. „Die Frau ist sicher älter als ich.“

„Sie ist sicher eine arme, alte Frau“, sagte Frau Reinecke. „Aber eine gräßliche Stimme hat sie“, seufzte Reinecke. „Man sollte ihr Honig schicken. Das macht die Kehle weich.“

Nach zwei Tagen wußte man, daß man drei Vorstellungen täglich zu erwarten hatte. Reinecke, der nachts viel zu arbeiten hatte und mittags gern eine Stunde schlief, schrieb an Frau Witttower einen höflichen Brief, ob man nicht die Mittagsvorstellung verlegen könnte. (Den Mittagsspaziergang des liebenswürdigen und reizenden Dackels, schrieb er listig.) Frau Witttower erwiderte, der Tierarzt habe es so angeordnet, dabei müsse es bleiben. Ob man es nicht leiser machen könne? schrieb Reinecke. Der Dackel sei etwas schwerhörig, erwiderte die Professorin. Reinecke

machte ihr einen Besuch. Erfolg: Die Professorin erklärte ihm in ihrem schrillen Distant, daß sie ihre Besetzung des Hundes wegen gekauft habe und darin das tun werde, was dem Hunde zuträglich sei. Außerdem zeigte sie ihm Jugendbilder von Waldi.

„Wir werden ausziehen müssen“, sagte Herr Reinecke an diesem Mittag düster. „Ich ertrage diesen Zuckerdistant und das dämliche Gebelle nicht länger.“

Bert und Christa berieten lange. Sie wollten gerne wohnen bleiben. Sie fanden es wunderschön im Garten, trotz Hühnerfarmen, Taubenschwärmen und Waldi. „Aber der Vater muß seine Ruhe haben“, erklärte Christa. Bert grübelte lange. Einmal erwischte er Waldi mit dem Gartenschlauch. Folge: Ein Beschwerdebrief. Einmal konnte er ihm vom Zaun her eins hintendrauf hauen. Waldi spürte es kaum.

„Man müßte ihm ab und zu eins mit der Schleuder aufbrennen“, sagte er, „aber schließlich kann ja das arme Vieh nichts dafür, daß man ihn nicht sterben läßt, und auch nichts für die Stimme seiner Herrin.“

„Wir müßten in unserm Garten auch so gräßlich schreien, aber nachts“, schlug Christa vor. „Und dann sagen wir, wir haben den Garten erworben, um nachts so schreien zu können.“

„Woher soll man eine so gräßliche Stimme nehmen?“ grübelte Bert. „So schrill, so laut, so hoch, so albern?“

Er ging in der Art seines Vaters, die Hände im Gürtel, im Garten hin und her.

„Ich hab's!“ sagte er dann. Er schlug sich auf die Schenkel und verschwand in der Werkstatt.





Christa kam nach einer Weile nach. Sie verstand nicht, was er mit dem alten Grammophon wollte.

„Wir werden die Alte einfangen“, triumphtierte Bert, „sie soll sich selbst hören. Sie soll sich jede Stunde neu hören. Sie soll sich zum Halse herauswachsen.“

Christa verstand die Geschichte erst, als sie fertig war. Am Abend also und in der Nacht, einer angenehmen Mondnacht Ende Juni, half sie den Aufnahmeapparat montieren und gegen Sicht abdecken. Am nächsten Tage von zehn bis halbeins, von zwei bis halbdrei und von sechs bis halbsieben, saß Bert am Apparat. Die erste Platte hatte zu viel Pausen. Dann aber nahm er nur die schrillsten Töne, die albernsten Ausrufe auf. Er wählte sehr sorgfältig und geduldig. Schließlich hatte er vier Platten voll Waldirufe der Wittkower und voll Hundeknurren.

Es traf sich gut, daß die Eltern bald



den Garten, aus dem sie heraustrief. Um ein Uhr lief dieselbe Platte noch einmal. Lautstärke: Jüngstes Gericht. „Waldis, mein Liebling, hier ist ein Stöckchen, spring doch!“ brüllte das Gebüsch. Nach dieser Vorführung trugen Christa und Bert die Instrumente in den Schuppen. Frau Professor bekam am nächsten Morgen drei Briefe von Nachbarn, die sich energisch den ruhestörenden Lärm um Waldis verboten. Frau Professor schrieb zurück, sie habe nachts kein Auge zugetan. „Eben deshalb“, antworteten die Nachbarn und drohten mit Klage.

Waldis Spaziergänge wurden trotzdem fortgeführt. Am ersten Tage schrieb Frau Wittkower etwas schüchtern, nach drei Tagen war es dasselbe. Bert war nicht untätig geblieben. Er wartete nur ab, bis die Eltern wieder einmal eine Nacht bei Bekannten in Berlin blieben. Die Anlage war nun sehr vervollkommen. Diesmal begann das Geschrei um zehn Uhr, und zwar in der äußersten Ecke des Gartens. Frau Professor er-

schien im Mantel mit Blendlaterne im Garten. „Waldis!“ schrie es. „Spring doch, mein Liebling! Hier ist das Stöckchen.“ Waldis lief bellend auf die Stimme im Dunkeln und auf sein Gebell zu. Frau Wittkower folgte. Plötzlich machte es schnapp und es war alles ruhig. Bergmanns schrien herüber, da sähe man es ja; ob Frau Professor es noch leugnen wolle, daß sie nachts schreie, und knallten die Fenster zu.

In diesem Augenblick setzte auf der anderen Seite des Gartens die gleiche Stimme ein, ihre eigene Stimme („Waldis! Waldis!“); das Bellen Waldis war zu hören, obwohl der Hund doch neben ihr stand und sie selbst es nicht sein konnte, da sie selbst hier war und den Mund hielt, gar nichts sagte, nicht einmal: „Waldis, mein Liebling!“ Um eins mußte sie es wieder mit anhören, wie sie selbst im Garten brüllte, während sie zitternd auf dem Sofa saß, den unruhigen Waldis am Halsband, der sich auf jenes Gespenst im Garten stürzen wollte. Um drei — sie hatte sich wieder hingelegt — brüllte sie vom Dach des Schuppens, die Tauben flogen auf, die Hühner gaderten. Gegen Morgen kam wirklich die Polizei, von den Nachbarn herbeigerufen. Sie konnte es nicht leugnen, daß sie zur Zeit des einen Brüllens im Garten gewesen war, und für die anderen Zeiten hatte sie keine Zeugen. Es wurde ihr größte Ruhe anempfohlen, widrigenfalls sie ein Strafmandat zu erwarten habe.

„Es ist ein Wunder geschehen“, sagte Herr Reinecke zu seinen Kindern. „Sie ist still.“

Bert war hinausgegangen, kam mit einer Schallplatte unter dem Arm wieder herein, setzte dem Grammophon eine Flüster-nadel ein und sagte: „Soll sie mal schreien?“

Die Platte machte Rrrrrr, dann kam piano, aber doch noch grell genug, jene schreckliche Stimme: „Waldis! Waldis, mein Liebling, hier ist das Stöckchen, spring doch!“

Der Vater begriff. Er wollte eigentlich eine Strafpredigt halten. Aber er war zu stolz auf den Jungen. Drum lachte er. „Wenn sie es wieder riskiert“, sagte Bert drohend, „pumpe ich mir Grammophone von allen Jungen.“

Dann kriegt sie halbstündlich eine Platte Wittkower vorgesetzt. Aber sie wird es nicht wagen.“

Sie wagte es wirklich nicht. Sie ging böse, drohend, aber schweigend um den Rasenplatz. Wer ihre Stimme gestohlen und losgelassen hatte, erfuhr sie nie.



eine Nacht in der Stadt blieben. Gleich um neun fingen die Kinder an, denn sie wußten, wie sehr Frau Professor den Schlaf vor Mitternacht liebte. „Platte eins“, sagte Bert. „Rrrrr“, machte der Apparat. „Waldis, Waldis, hier ist ein Stöckchen. Spring, mein Liebling!“ Zwanzig Minuten lang. Aber Frau Professor Wittkower hatte nichts gehört. Der Einbrecher wegen schloß sie nämlich auch im Juni alle Fenster und ließ die Rollläden herab. Bert und Christa ließen sich nicht entmutigen. Sie konnten schließlich mit Tonabnehmer, Verstärker und Lautsprecher umgehen. Kurz vor elf also ertönte Frau Professor Wittkowers Stimme in doppelter Naturstärke aus dem Gebüsch: „Waldis... hier ist das Stöckchen. Spring doch, mein Liebling! Waldis!“ Bergmanns, die Hühnerfarmleute, erschienen am Fenster, riefen wütend: „Ruhe!“ Waldis selbst, der Dackel, fing im Hause an zu bellen. Frau Professor machte Licht und sah fassungslos in



# FRAU von eigenen Gnaden?

ROMAN VON ADELE UDE

Copyright 1933 by August Scherl G.m.b.H., Berlin

An einem regenkalten Dezemberabend kam die Stadtärztin Margarete Derneggen aus einem jener Armenviertel heim, die ihrer Fürsorge unterstanden. Wie immer ging sie zunächst zu ihrem Schreibisch hinüber, um nach der eingegangenen Post zu sehen. Da fand sie einen Brief des Herrn Ulrich von Plagge. Ohne ihren Regenmantel auszuziehen, wandte sie sich mit diesem Brief sogleich zum Fenster und ließ sich dort in einem Sessel nieder.

Es war allerdings ihre Gewohnheit, wenn sie abends müde heimkam, zuerst die eingegangene Post zu lesen, weil sie auf diese Weise am ehesten und unauffälligsten zum Ausruhen kam. Die hochgewachsene junge Ärztin mit den klaren, fast herben Zügen, dem schlichten blonden Haar und dem langsamen Ernst in allen Bewegungen gab sich bewußt nicht gerne nach und duldete allenfalls solch einen kleinen Selbstbetrug, indem sie mit scheinbarer Neugierde bemäntelte, was sie als Erschöpfung nicht an sich zu sehen wünschte.

Heute aber trieb sie mehr als nur diese Gewohnheit sogleich zu ihrem Fensterplatz hinüber. Denn dieser war wohl kaum ein gewöhnlicher Brief. Obwohl, seit Margarete Derneggen denken konnte, der Name Plagge eine Rolle in ihrem Leben spielte, so hatte sie doch von dieser Hand noch niemals einen Brief erhalten. Sie kannte die Unterschrift des Herrn von Plagge nur aus den regelmäßigen Überweisungen der Rente, die sie durch ihn erhielt.

Margarete Derneggens Vater war als Förster im Plaggeschen Dienst verunglückt. Das hatte man ihr schon als Kind erzählt in jenem Internat, wo sie erzogen wurde. Und ihre Mutter sei, wohl aus Gram über den Verlust des Mannes, bald nach ihm gestorben. So hatte das Haus Plagge sich der kleinen Waise angenommen und ihr, im Gedenken der treuen Dienste ihres Vaters, zur Erziehung und weiteren Versorgung eine lebenslange Rente zugesichert.

So viel wußte Margarete Derneggen von ihren Beziehungen zum Hause Plagge. Aber schon als ganz junges Mädchen war ihr oft das Seltsame ihres Lebens bewußt geworden, für das eine unbekannte Hand aus einer unbekannten Vergangenheit sorgte. Denn sie konnte sich weder an ihre Eltern noch an ihre Vorfahren erinnern. Vielleicht hätte sie, als sie kein Kind mehr war, einmal jene Gegend aufsuchen sollen. Aber in ihren Studienjahren glaubte sie, kein Geld für Reisen ausgeben zu dürfen, und seit sie in der Fürsorge einer rheinischen Großstadt angestellt war, fehlte es ihr an Zeit.

So wenigstens entschuldigte sie vor sich selber immer wieder den unterlassenen Besuch. Ohne es sich aber einzugestehen, fühlte sie eine tiefer liegende Hemmung, die sie stets zurückgehalten hatte. Vielleicht hing es damit zusammen, daß sie vom Hause Plagge auch niemals zu einem Besuch aufgefordert wurde? Das bildete schon in dem Kind die Nachdenklichkeit, ob sie dem Herrn von Plagge nicht nur eine unangenehme Last sei. Und jedesmal hielt sie sich diesen Gedanken vor Augen, wenn sie doch hin und wieder ein leises Sehnen nach jenem grünen, frühen Kinderland verspürte, das fern und blaß durch die Zeiten heraufdämmerte. Denn kleine Einzelheiten lebten doch noch in ihr: ein Waldbrand — Jäger — Pferde — Hunde . . . Aber die Scheu, dort ein ungebetener Gast zu sein, war immer wieder stärker. Und schließlich führte diese sogar dazu, daß Margarete Derneggen selbst die Rente mit einiger Unruhe empfing. Manchmal sagte sie sich allerdings, daß dieses kleinlauten Unbehagen beim Empfang der Geldsendungen ein ganz natürlicher Stolz der selbständigen Frau sei, die nun, da sie ausreichend für sich sorgen konnte, keine Unterstützungen mehr annehmen möge.

Heute aber, wie Margarete Derneggen den Brief des Herrn von Plagge in der Hand hielt, fühlte sie dunkel, daß alles Raten und Deuten ihres bisherigen Lebens die Wahrheit nie getroffen hatte, aber daß nun endlich die Lösung komme. Schon die Schrift dieses Briefes verriet in ihrer sorgfältigen Klarheit und Ruhe, daß es sich um keine flüchtige Erledigung handelte, und gleich die ersten Worte bestätigten diesen Eindruck.

„Es ist nicht übertrieben“, begann der Schreiber, „wenn ich vorausschicke, daß ich eigentlich an diese Mitteilung schon seit vielen Jahren denke. Seit Jahren erwäge ich das Für und Wider, das Wie und Wann dieser Erklärung, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube. Heute gibt mir nun eine ebenso nüchterne wie unerfreuliche Angelegenheit ganz unerwartet Veranlassung, mich an Sie zu wenden.“

Ich weiß nicht, inwieweit Sie von allen Zusammenhängen der Vergangenheit unterrichtet sind. Deshalb ist es vielleicht gut, wenn ich Ihnen ein möglichst klares, ausführliches Bild von all dem gebe, was ich selber erfahren habe, und zu diesem Zweck sogar unmittelbar die Worte wiederhole, die in jenen Angelegenheiten zur Sprache gekommen und mir noch restlos gegenwärtig sind.

Sie wissen vielleicht nur, daß Ihr Vater als Förster in unseren Diensten verunglückte, Ihre Mutter bald darauf starb und Sie schon als dreijähriges Kind in fremde Erziehung kamen. Ich selber habe Sie nie gesehen; denn um jene Zeit, als Ihre Eltern unsere Försterei bewohnten, und auch noch Jahre danach stand ich als jüngerer Sohn unseres Hauses in einer östlichen Garnison und kam nur während der großen Jagden auf unser Waldgut, das meinem älteren Bruder gehörte. Ich entsinne mich auch kaum noch an ihren Vater und nahm überhaupt an den ganzen Angelegenheiten unserer Herrschaft wenig Anteil.

Allzu selbstverständlich und sicher sah ich das Erbe in den Händen meines älteren Bruders. Ich liebte und bewunderte ihn als den besten Vertreter unseres Geschlechtes und sah in ihm den Inbegriff eines lebenssicheren Mannes.

Um so mehr erschrak ich, als ich ihn bei einer Hirschbrunst wieder sah, nachdem wir fast ein halbes Jahr getrennt waren. Er wirkte müde und verfallen und gab sich auch keine Mühe, anders zu erscheinen. Ja, es kam mir vor, als wünsche er mich durchaus über seinen Zustand im klaren zu wissen.

Ich zog heimlich einen guten Freund ins Vertrauen, der sein Nachbar war und ihn viel sah. Der war erstaunt, daß ich erst jetzt die Veränderung meines Bruders bemerkte. Denn schon seit einigen Jahren sei er nicht mehr wie früher, lebe zurückgezogen, und es sei auf Schloß Buchen stets nur so lange Leben, wie ich dort weile. Ganz unverkennbar veranstalte mein Bruder die Jagden nur noch meinetwegen. Man vermute wohl mit Recht, daß es gesundheitlich nicht gut um ihn stände.

Noch ehe ich mir vornahm, mit meinem Bruder zu reden, kam dieser mir eines Morgens zuvor, indem er mich zu einem Reviergang aufforderte und mich in größter Gelassenheit darauf vorbereitete, daß ich eines Tages die Herrschaft Plagge zu übernehmen hätte. Da er unverheiratet sei, fiel ja das Erbe selbstverständlich mir zu; aber er habe einige Verpflichtungen, die über seinen Tod hinausgingen und deren Erfüllung er mir auflege.

Ich wollte ihn erschüttert mit Fragen nach seiner Gesundheit bestürmen, aber er wehrte in seiner stets lebenswürdigen Ruhe ab: „Ich habe mir mein Leben etwas verdorben — und nicht nur mir. Das ist alles!“

Benommen schritt ich neben ihm durch unsere schönen Wälder. Aber ich achtete weder auf den leuchtenden Herbstmorgen, der



mich sonst so freute, noch auf den Weg, den wir gingen. So wußte ich zunächst nicht, was für einem Haus wir plötzlich gegenüberstanden, und erst nach einigem Besinnen erkannte ich die Försterei. Die Läden waren geschlossen, der Garten verwildert, der Zaun fast brüchig. Es fiel mir dann ein, daß der Förster Derneggen und seine Frau vor einigen Jahren gestorben waren. Aber es erschien mir doch unverständlich, daß die schön gelegene Försterei so vernachlässigt und leer dastand.

Mein Bruder schien diesen Gedanken zu erraten. Denn er wandte sich plötzlich nach mir um, während er vor der Haustür unter seinen Schlüsseln wählte. Der Förster Derneggen war der Letzte, der das Haus bewohnte', sagte er. 'Ich wünsche, daß es keinen Nachfolger erhält und in dem Zustand bleibt, in dem es verlassen wurde. . . Bis Margarete Derneggen einmal entscheiden mag, was damit geschehen soll.'

Ich wollte fragen, wer und wo diese Margarete Derneggen sei. Aber mein Bruder hatte bereits die Haustür geöffnet, war in den dunklen Gang eingetreten, stieß einen Fensterladen auf und bat mich, ihm zu folgen.

Wir kamen in eine kleine Stube, die offenbar nur als Durchgang diente. Denn soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, standen keine Möbel darin. Bis mein Bruder auch hier einen Fensterladen öffnete. Da fielen das Grün des alten Gartens und Sonnenlichter wie ein erschrockenes Erinnern über die verstaubten Dinge. An einem Kleiderhaken hing ein Jagdgewehr — darüber ein vergilbter Hut; eine kleine, blau schimmernde Feder steckte noch im mürben Band.

'Derneggens Kugeln trafen immer gut — auch ihn selber!' sagte mein Bruder mit einer merkwürdig dunklen Stimme hinter mir.

Ich schaute mich unwillkürlich nach ihm um. 'Wieso?' fragte ich zögernd. 'War es nicht ein Unfall?'

'Wenn man einen Förster hoch im Walde mit einem Herzschuß findet, und die Kugel stammt aus seiner eigenen Flinte — wenn dieser Förster eine schöne Frau besitzt, die einen anderen liebt' — meines Bruders Stimme sank immer tiefer —, und wenn dieser andere der eigene Herr ist, dann liegt der Fall wohl klar.'

'Du —?' fragte ich fassungslos.

'Ja: Der Förster Derneggen hat um meinnetwillen seine letzte Kugel für sich selbst bestimmt. Er hat nobel auf eine Rache an mir verzichtet. Um so weniger verzichtete das Schicksal selbst darauf. Jene Kugel, mit der Derneggen sein Herz auslöschte, hat weiter getroffen, als er wohl ahnte. Sie hat auch meinen Frieden, mein Leben zerstört und auch das Herz der Frau gebrochen. Sie starb ein Jahr nach ihm. Wir haben uns nicht mehr gesehen — wenn ich auch nicht aufhören konnte, diese Frau zu lieben. Denn, weiß Gott, es war kein Spiel gewesen. . .'

Fräulein Dr. Derneggen! Wenn ich Ihnen diese, für mich so erschütternde Stunde nicht kürzer schildern kann, so mag die Ausführlichkeit immerhin der ungeheuren Tragweite des Geschehens angemessen sein.

Nach jenen eben wiedergegebenen Worten meines Bruders herrschte eine lange Stille zwischen uns. Ich fühlte endlich die Notwendigkeit, wieder einen Übergang zu finden, und nahm aufatmend ein kleines Rähmchen an der Wand zur Veranlassung, um mich dorthin zu wenden. Es enthielt ein verblichenes Bild, auf dem ich ein kleines Mädchen erkannte.

'Es ist die Tochter des Försters: jene Margarete Derneggen, die ich vorhin bereits erwähnte', sagte mein Bruder. 'Ich nahm mich des Kindes an, als es eine Waise wurde, und gab es in gute Erziehung. Diesem Kind gegenüber fühle ich mich in größter



Überschwemmte Wiese  
Aufn. Hirtz

Schuld. Denke immer daran, wenn ich einmal nicht mehr bin! Alles, was du ihr tust — das tust du mir. Wenn du je dazu beitragen kannst, diesem Mädchen den Lebensweg zu verschönern, dann tue es um meinnetwillen!'

Mein Bruder schloß nach diesen letzten Worten den Fensterladen wieder. Die alten Dinge, auf die so unerwartet Licht gefallen, waren wieder allein im Dunkeln. Die Vergangenheit sank zurück in ihren Schlaf. . .

Wir traten nach einer Weile wieder in den sonnigen Garten hinaus. Mein Bruder verschloß sorgfältig die Haustür.

Ich zögerte — ich weiß noch, wie ich sein Auge suchte. 'Verzeih! Es ist nicht Neugierde!' sagte ich behutsam. 'Ist das Kind deine Tochter? Du verstehst —: Es handelt sich um meine Einstellung ihr gegenüber, um den Grad meiner Pietät. . .'

Mein Bruder sah an mir vorüber; er schien älter, seit wir in diesem Haus gewesen waren. 'Margarete Derneggen? Nein, sie ist das Kind des Försters. Sie war zwei Jahre alt, als ich ihrer Mutter zum erstenmal begegnete.' —

Ein halbes Jahr später starb mein Bruder. Den Frühling hatte er nur noch als ein Schwerleidender erlebt. Es war wohl mit Recht meine Überzeugung, daß seine ganze Krankheit nur die Folge einer erloschenen Lebensfreude gewesen.



Dies ist die alte Geschichte, die mir so lange am Herzen lag. Ich war des öfteren im Zweifel, ob ich sie Ihnen überhaupt mitteilen sollte. Mein Bruder hatte mir weder Berechtigung noch Verbot erteilt. So zögerte ich immer wieder, in dem Gedanken, daß ich Ihnen die Erinnerung an Ihre Eltern trüben würde. Andererseits könnte ich fürchten, daß unberufene Fremde Ihnen eines Tages Bruchstücke erzählen möchten, die Ihnen am Ende gar ein ganz falsches Bild gäben.

Nun gibt mir heute ein vor kurzem erfolgter Einbruch in die Försterei Gelegenheit, mit Ihnen zu reden. Ich habe seit Jahren darauf gewartet, daß Sie einmal Ihre Heimat besuchen kämen und ich Sie dann persönlich fragen könnte, was aus der Försterei werden sollte. Ich gestehe Ihnen sogar, daß ich diesen Besuch sehr vermißt habe und Ihre Schweigsamkeit fast wie eine Ablehnung aller Beziehungen empfand.

So wollte ich Ihnen nichts nahelegen. Jetzt aber hat der Einbruch erwiesen, daß die abseits gelegene Försterei nicht länger mehr unbewohnt bleiben sollte. Sie liegt am Rande des großen Buchenwaldes, der unser Jagdschloß umgibt, und schaut auf die kleine Stadt hinunter, zu der es nur wenige Minuten Weges sind. Das Haus ist also nicht aus der Welt. Aber das Unbewohntsein lockt eben üble Elemente an. Die Einrichtung Ihrer Eltern ist noch unverändert vorhanden.

Bitte, überlegen Sie nun, was mit dem Haus geschehen soll! Am besten wäre es, Sie würden dies hier an Ort und Stelle tun. Vielleicht käme Ihnen dann der Gedanke, selber die Försterei zu beziehen? Es ist eine schön gelegene Besitzung, die für die Ausübung einer ärztlichen Praxis sicher geeignet wäre. Ich glaube, genügend unterrichtet zu sein, um sagen zu dürfen, daß eine Ärztin hier in unserer Gegend nur erwünscht sein könnte und sicher die besten Berufsbedingungen erfüllt bekäme. Jedenfalls dürfen Sie bei all Ihren Entschlüssen mit meiner Unterstützung rechnen!

Ulrich von Plagge."

Margarete Derneggen legte den Brief aus der Hand, ohne ihn zusammenzufalten — so, als werde sie ihn gleich von neuem lesen. Aber sie erhob sich, um erst Hut und Mantel abzulegen. Sie ging zu diesem Zweck in das anstoßende Schlafzimmer, wo die Fenster noch offenstanden.

Die kalte Feuchtigkeit des Dezemberabends wehte herein. Unten lag die Straße in der lauten, flutenden Geschäftigkeit der Vorweihnachtstage. Ohne über den soeben gelesten Brief einen wirklich klaren Gedanken fassen zu können, schaute sie eindringlich in das helle, bewegte Leben der Straße hinab. Es geschah vielleicht nicht ohne Absicht. Margarete Derneggen stand oft des Abends hier am Fenster und schaute auf den unermüdlichen Strom der Menschen. Noch eben hatte sie selber dazu gehört, war einbezogen gewesen in den Pulsschlag des tätigen Lebens. Dieser Gedanke verlieh ihr stets ein Gefühl von Selbstvertrauen und Geborgenheit — war ein befriedigtes Rückschauen auf den vergangenen Tag und schon eine Freude auf die Arbeit des kommenden Morgens. Sie überschaute gewissermaßen allabendlich von neuem ihr Leben und war zufrieden damit.

Hier oben besaß sie ihre kleine Wohnung, die sie mit einer ehemaligen Kommilitonin teilte, einer Chemikerin, die in einem Industrieunternehmen angestellt war. Jede von ihnen hatte ihr Wohn- und Schlafzimmer. Die Küche, für die eine Hilfe gehalten wurde, führten sie gemeinsam.

Es war eine gute Kameradschaft, die vor allem auf einer Reihe gemeinschaftlicher Studienjahre, später auf den verwandten beruflichen Interessen und schließlich auf den gleichen menschlichen Anschauungen beruhte. Zufällig hatten sie in der gleichen Stadt ihre Anstellung gefunden und die Gelegenheit gern ergriffen, ihre guten Beziehungen durch einen gemeinsamen Haushalt noch zu festigen. Jede von ihnen besaß ein ausreichendes Einkommen und hing mit einer jugendlichen Leidenschaftlichkeit und nicht ohne Selbstbewußtsein an ihrem Beruf. Sie hatten sich ihre Erfolge selbst zu verdanken und erwarben sich täglich neu ihre Daseinsberechtigung. In einer launigen Stunde hatte eine von ihnen sich einmal eine „Frau von eigenen Gnaden“ genannt. Es war leicht und lächelnd dahingesprochen, aber ganz unverkennbar stand hinter diesen Worten das ganze Pathos ihres Freiheitsgefühls.

Diese Worte waren es, die plötzlich vor Margarete Derneggen standen, als sie, unter dem Eindruck jenes schwerwiegenden Briefes, fast Zuflucht suchend in das laute Großstadttreiben hinunterblickte. Frau von eigenen Gnaden — welch ein schillerndes

Trugbild, wenn plötzlich etwas daherkommen könnte wie dieser Brief! Wenn man sich auf einmal an eine Vergangenheit gekettet sah, vor der man zusammenschauerte! Von dem Sühnegeld einer alten Schuld war sie also erzogen worden, hatte sie studiert? Ahnungslos, wie ein Baum, hatte sie ihre Nahrung aus einem Erdreich gezogen, das mit Blut und Tränen, mit Schuld und Reue getränkt war. Wo blieb da alle Freiheit des einzelnen Menschen? Wo hing denn das Eigene an, darauf man stolz war, das man fest in der Hand zu halten glaubte und nach eigenem Willen lenken konnte?

Margarete Derneggen war jung genug, um zuerst an sich selbst zu denken. — zuerst die eigenen seelischen Auswirkungen zu ermessen, die von jenem Brief hervorgerufen wurden. Selbst dann, als sie zögernd dem eigentlichen Inhalt des Briefes nachdachte und das Schicksal ihrer Eltern auf sich wirken ließ, war es vor allem das eigene und nun eingestürzte Ideal, dem sie nachtrauerte.

Sie besaß auf dem Schreibtisch ein kleines, blaßes Bild ihrer Mutter, das ihr durch ihre ganze Jugend als Inbegriff des Verehrungswürdigen erschienen war. Wie sollte sie nun dieses Bild betrachten? Mußte sie es nicht fortstellen, wenn nicht täglich ein Schatten auf ihre Arbeit fallen sollte?

Ihre Gedanken würden immer wieder aufs neue abirren in jene Vergangenheit beim Anblick des Bildes. Unabwendbar würde es ihre Sammlung zerstören, die Gedanken lähmen — und die Freudigkeit an sich selber langsam untergraben. Denn das Bewußtsein, daß sie die Tochter jener Frau, daß alle Gefahren aus jenem Blut auch in ihrem eigenen schlummerten, — das war nicht zu ermessen.

Aber ohne die Freude und Zuversicht in sich selber war sie nichts — konnte sie keine anderen Menschen aufrichten. Kein Kranker würde an sie glauben, wenn ihre eigene Klarheit getrübt war. Dahin aber sollte es nicht kommen! Nein — so weit durfte jenes alte Verhängnis nicht reichen!

Margarete Derneggen richtete sich auf und schloß das Fenster, an dem sie stand. Dann ging sie zu ihrem Kleiderschrank, nahm eines jener Hauskleider, auf deren Anschaffung sie besondere Sorgfalt legte, weil es eine Gewohnheit der Freundinnen war, sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten durch einen gepflegten Anblick zu erfreuen und mit dem gewechselten Kleid gewissermaßen den Alltag abzutreiben. Diese kleine Förmlichkeit hinderte sie gleichzeitig daran, berufliche Störungen in die gemeinsamen Stunden zu tragen und allzuviel von ihrer Arbeit zu reden.

Margarete Derneggen empfand die Gewohnheit heute ganz besonders erfrischend. Sie merkte, daß eine gewisse Selbstzucht darin lag, die ihr sogar bei der Ausschaltung der soeben erlebten Erschütterungen zu Hilfe kam. Ihre Gesichtszüge entspannten sich unwillkürlich, als sie vor dem Spiegel stand und sich fertig machte: Der Anblick des schönen häuslichen Kleides belebte langsam ihr Auge. Dann trat sie, zwar ein wenig verspätet, aber dennoch im Bewußtsein einer guten, unbeschwerten Haltung, in das Wohnzimmer, wo sie die Freundin bereits lesend vorfand.

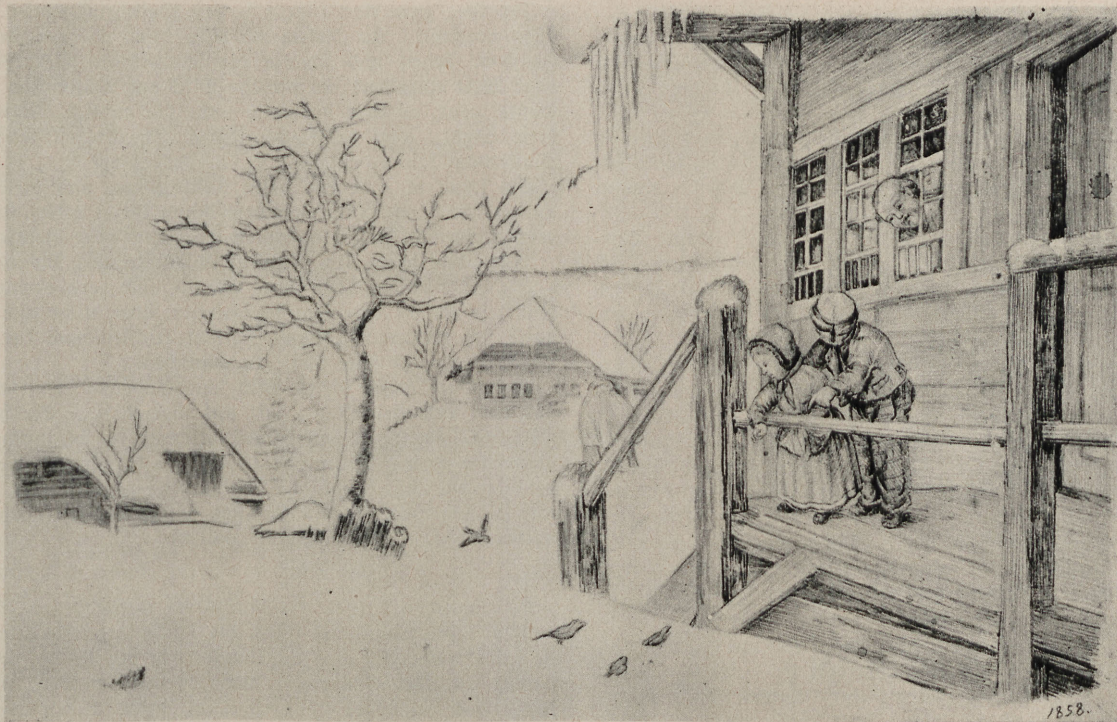
Gabriele war ein Fräulein von Steiger, dessen Eltern zu Anfang des Krieges beim Einbruch der Russen in Ostpreußen auf eine ebenso tragische wie heldenhafte Weise ihr Leben dahingegeben hatten. Gabriele war damals in demselben Internat gewesen, darin auch Margarete Derneggen erzogen wurde. Der heldenhafte Tod ihrer Eltern rückte die kleine Gabriele über alle Mitschülerinnen hinaus, und sie verlor nie mehr ganz jenen Ausdruck von empfindlicher Besonderheit, der sich damals in ihr zartes Mädchengesicht gewöhnte.

Margarete Derneggen hatte stets ein besonderes Verständnis für den kindlichen Stolz auf solche Eltern gehabt, und manchmal wünschte sie sogar, ihre eigenen Eltern seien auch um einer großen Sache willen gestorben und nicht so still und bedeutungslos irgendwo in grünen Wäldern. An diesen verschwärmten Kinderwunsch mußte Margarete Derneggen unwillkürlich denken, als sie Gabriele jetzt lesend dastehen sah. Und sie konnte es doch nicht verhindern, daß ein bitterer Zug in ihr Gesicht zurückkehrte.

Der Tisch war bereits gedeckt. Sie wechselten: Eine Woche nahmen sie hier bei Margarete die Mahlzeiten, dann wieder bei Gabriele.

Die bereits Anwesende legte die Zeitung beiseite. „Solsten bleibt diesmal lange“, sagte sie und schaute dabei auf ihre Armbanduhr.





Vögel im Winter • Zeichnung von Hans Thoma

„Wie?“ Margarete sah im gleichen Augenblick das dritte Ge-  
deck. „Ach, ich habe ganz vergessen, daß heute Sonnabend ist!“  
bemann sie sich, fast verlegen.

Am Sonnabend nämlich rechneten sie stillschweigend mit dem  
Besuch von Dr. Holsten. Sie kannten ihn von der Universität  
her. Er war, gleich Gabriele, in der chemischen Industrie be-  
schäftigt gewesen; dann aber wurde seine Abteilung stillgelegt,  
und jetzt war er schon seit Monaten ohne Stellung. Er besuchte  
die beiden früheren Kommilitoninnen einmal in der Woche unter  
dem Vorwand, Fachzeitschriften von ihnen zu entlehnen, und saß  
dann eine Weile bei ihnen. Sie fühlten beide, daß den Allein-  
stehenden weniger die Literatur als ihre schöne, behagliche Häus-  
lichkeit anzog, und ihr kameradschaftliches Gefühl machte es ihnen  
zur Selbstverständlichkeit, den männlichen Kollegen gerade jetzt,  
wo ihn die Stellungslosigkeit bedrückte, besonders freundlich auf-  
zunehmen. Ohne daß es ihn beschämen konnte, warteten sie an  
jedem Sonnabend mit dem Abendbrot auf ihn und gestalteten  
gerade bei dieser Gelegenheit ihren Tisch besonders freundlich.

„Du hast vergessen, daß heute Sonnabend ist?“ fragte Gabriele  
verwundert und schaute die Freundin prüfend an. „Was ist  
denn —? Du hast etwas!“ fügte sie gleich darauf hinzu.

Margarete Derneggen wurde, fast beschämt, daran erinnert,  
daß diese Freundschaft doch zu alt und tief war, um auch nur  
eine Stunde lang ein Geheimnis verbergen zu können. „Ich  
habe einen Brief bekommen . . . Wir können morgen darüber  
reden . . . Ich höre, Holsten ist soeben gekommen.“

Dr. Holsten beherrschte die schwierige Aufgabe, beiden Frauen  
mit dem gleichen Grad von Höflichkeit zu begegnen. Niemals  
nahm seine Stimme im Gespräch mit der einen an Wärme zu,  
nie widmete er der anderen ein besonderes Interesse. Sein Taft  
hielt so fein die Waage, daß man es schon nicht mehr als Klug-  
heit bezeichnen konnte, sondern als wahren Ausdruck seiner Ge-  
fühle empfinden mußte. Jedenfalls war diese Art die Grund-  
lage der andauernden guten Beziehungen zu beiden Frauen. Un-  
fehlbar wäre ihm wohl ihr gastlicher Haushalt verschlossen, wenn  
er nicht beiden gegenüber der gleiche gewesen. Und dennoch war  
es fühlbar, daß Holsten Gabriele zuneigte; es ließ sich durch gar  
nichts belegen, aber es war fühlbar.

Das wollte jedoch nichts besagen. Holsten konnte sich durchaus  
keinen Einbildungen hingeben. Er mußte wissen: Diese beiden  
Frauen hatten nicht studiert, um ihre Selbständigkeit bei der  
ersten Gelegenheit aufzugeben oder auch nur zu gefährden. Und  
vor allem stand er mit so leeren Händen da, daß der Anblick  
dieser lebenssicheren Frauen ihn eher beschämen als ermuntern

konnte. Dennoch freute er sich offenbar die ganze Woche auf  
diesen einen Abend in ihrem Heim.

Heute blieb er nicht lange. Er fühlte wohl, daß irgend etwas  
die Stimmung hier bedrückte, und er wurde auch nicht gehalten,  
als er sich schon bald wieder verabschiedete.

Gabriele begleitete ihn allerdings in den Korridor hinaus und  
blieb etwas länger als gewöhnlich. Als sie in das Zimmer zu-  
rückkam und Margarete aufmunternd anschaute, reichte diese ihr  
wortlos den Brief des Herrn von Plagge. Aber sie gingen erst  
zu Gabriele hinüber, wie sie es stets nach den Mahlzeiten taten.  
Dort las Gabriele den Brief.

Margarete Derneggen hatte, eigentlich gegen ihre Gewohn-  
heit, eine Zigarette genommen. Von draußen klang noch immer  
das Leben der großen Stadt herauf: die unaufhörlich vorbei-  
fahrenden Straßenbahnen, die Hupen der Automobile, das  
Kreischen der Bremsen und ganz fern einmal eine Sirene der  
großen Werke. Es war die gewohnte Melodie des Alltags —  
trotz aller Hast doch fast vertraulich . . . Margarete Derneggen  
lauschte hinab. Was wollte das mythische Rauschen ferner alter  
Wälder in ihrem Leben? Sie war Frau ihrer Zeit: dieser an-  
gespannten, nur vorwärts gerichteten Zeit, in der kein Raum war  
für irgendein Zurückneigen . . .

Da reichte Gabriele ihr den Brief zurück. „Eine außerordent-  
liche Gelegenheit, Margarete!“

„Wie?“ fragte Margarete Derneggen verständnislos.

„Nun, ich meine, die eigene Praxis in einem fertig dastehenden  
eigenen Haus — das bietet sich wohl nicht jedem und nicht alle  
Tage?“

„Verzeih, Gabriele! Ist das alles, was du aus diesen Zeilen  
gelesen hast?“

„Gewiß — beruhige dich nur, Margarete! — ich habe auch  
das andere gelesen . . . Aber das mußt du stillschweigend über-  
winden! Ich verstehe durchaus den ersten Eindruck, unter dem  
du noch stehst. Aber wir sind doch keine Kinder mehr — wir  
kennen doch das Leben!“

„Du bist heute abend erstaunlich resolut, Gabriele!“

„Das meinst du nur, Margarete; weil du vollkommen aus  
der Fassung bist . . .“

„Ich nehme an, das verstehst du etwas besser, als du dir den  
Anschein gibst?“

„Wenn ich ganz ehrlich sein soll, Margarete, dann wünschte  
ich mir irgendwo in der Welt auch solch einen Menschen wie  
diesen Herrn von Plagge. Dir ist offenbar vollkommen die un-  
gewöhnliche Wärme dieses Briefes entgangen? Du merkst gar



nicht, daß du eine Heimat gefunden hast in diesem Brief . . . Diese Heimat wartet ja nur darauf, sich dir öffnen zu können!"

"Darauf lege ich keinen Wert, Gabriele! Du glaubst doch wohl nicht, daß ich in jenes Haus ziehen werde? Der Gedanke ist ja geradezu unerträglich!"

"Sedenfalls wirst du weder heute noch morgen eine Stellung zu diesem Brief nehmen und dir eine Antwort reiflich überlegen! Du könntest immerhin etwas verderben, was du einmal sehr bereuen würdest . . ."

"Was könnte ich mir denn verderben, Gabriele?" fragte Margarete Verneggen kopfschüttelnd. "Du kennst mein Leben: Ich habe meinen Beruf — wir haben unsere schöne Häuslichkeit — ich habe dich! Ist es nicht viel wertvoller, daß ich bei dir Verständnis finde, als andere Vorteile zu erwägen?"

"Ich fürchte nicht, Margarete, daß du an meinem Verständnis zweifelst. Aber du glaubst doch wohl nicht, den Inhalt dieses Briefes mit einer Handbewegung abtun zu können? Es wird dir nicht erspart bleiben, dich sehr damit auseinanderzusetzen. So viel kenne ich dich, daß du keine Zeile dieses Briefes je wieder vergessen wirst . . . Und dementsprechend mußt du auch deine Antwort überlegen!"

Margarete Verneggen erhob sich. "Darin magst du unbedingt recht haben: Vergessen läßt sich dieser Brief nicht! Ich fühle es leider immer mehr. Man ist doch weniger Herr seiner selbst, als wir es immer meinten, Gabriele."

Sie wollte sich zurückziehen, aber Gabriele hielt ihre Hand. "Ich mache dir einen Vorschlag", überlegte sie. "Bitte, setz dich noch einmal! Was würdest du zu einer kleinen Reise sagen? Du nimmst dir einige Tage Urlaub über Weihnachten und Neujahr — das geht sicher — und fährst irgendwohin, wo dich ganz Fremdes umgibt. Da siehst sich auch das Eigene ganz anders an: Der Blick wird erfrischt, und vor allem verliert man selber an Bedeutung . . . Kurz, ich brauche dir alle diese Vorteile nicht aufzuzählen — du kennst sie selber! Es gibt nichts Besseres, als vor ernsten Entschlüssen eine kleine Reise zu machen."

"Allein?" fragte Margarete Verneggen.

"Natürlich allein!" lächelte Gabriele. "Wenn ich dich begleiten würde, wäre alles wie hier."

"Wir sollten uns also über Weihnachten trennen? Gabriele — das wäre seit vielen Jahren das erstemal!"

"Liebe, es war wohl auch noch niemals so viel zu klären bei einer von uns? Mach dir meinetwegen keine Gedanken! Ich werde mir schon eine kleine Gesellschaft zusammentrommeln für die Feiertage. Holsten ist ja auch noch da!"

"Holsten —?" Margarete Verneggen — überempfindlich, wie sie in dieser Stunde war — horchte grüblerisch auf. Sie wußte bestimmt: Es war nicht das Richtige, was Gabriele vorschlug; sie hätte sie nicht auf Reisen schicken dürfen; gerade jetzt brauchte sie die Nähe eines vertrauten Menschen. Margarete Verneggen fühlte sich enttäuscht — und so war sie jenem Argwohn zugänglich, der mit dem Namen Holsten plötzlich wachgerufen wurde.

Schien es denn nicht, als ob Gabriele das Alleinsein mit Holsten anstrebte und ihr diese Gelegenheit nur erwünscht käme? Vielleicht war sich Gabriele dieses untergründigen Wunsches gar nicht bewußt? Sie war nie falsch gewesen. Aber Margarete fühlte: Wenn Holsten nicht wäre — nie hätte Gabriele sie über Weihnachten fortgelassen. Wie eifersüchtig hatten sie sonst gerade dieses Fest immer ganz allein in ihrer Häuslichkeit gefeiert!

Kam, wie immer, auch diesmal eine Erschütterung nicht allein? Wollte plötzlich auch diese alte Freundschaft fragwürdig erscheinen? Sollten jene recht behalten, die eine Frauenfreundschaft immer nur für sehr bedingt erklärten? Schlag die Natur immer wieder roh durch alle zarten Bindungen der Seele? Sie sollte das eigentlich wissen und gelassener nehmen — die Natur hatte stets das Recht auf ihrer Seite. Gewiß: Es ließ sich alles damit erklären und entschuldigen. Margarete dachte es bitter und vereinsamt.

"Ich will deinen Vorschlag überlegen, Gabriele; er ist zweifellos sehr klug. Aber jetzt bin ich müde . . . Du nimmst es mir wohl nicht übel?" —

Am nächsten Morgen stand es bei Margarete Verneggen fest, daß sie mindestens eine Woche Urlaub nehmen würde. Entweder tat sie Gabriele in Gedanken unrecht; dann war dies auf Überreizung zurückzuführen und forderte ebenso eine Ablenkung. Oder Gabriele ließ sie wirklich um Holstens willen so leichten Herzens fort; nun, dann war die Reise erst recht das einzig Richtige.

Ihr Weg zum Amt führte sie fast täglich an einem Verkehrs-  
büro vorüber. An diesem Morgen blieb sie vor den großen  
Fenstern stehen und schaute die leuchtenden Werbebilder aus  
aller Welt eingehend an, bis ihr Blick auf Amsterdam fiel. Sie  
wußte zwar, es war durchaus nicht die richtige Jahreszeit für  
diese Stadt; aber es stand plötzlich bei ihr fest, daß sie nach  
Amsterdam fahren würde . . .

Sie sagte es Gabriele beim Mittagessen, und diese fand es  
ausgezeichnet, ein Bild von dem Rang dieser alten, stimmungs-  
reichen Seestadt in sich aufzunehmen. Das gäbe Vergleichswerte.  
Margarete hörte nur zerstreut auf Gabrieles Meinung.

Sie hätte es am Tage ihrer Abreise auch gern verhindert, daß  
Gabriele sie an den Zug begleitete. Aber nicht nur Gabriele  
hatte sich freigemacht, sogar Holsten erschien noch kurz vor der  
Abfahrt, um ihr gute Reise zu wünschen.

Margarete nahm dieses Bild, wie Gabriele da neben Holsten  
auf dem Bahnsteig stand, mit auf ihre Reise. Sie hatte alles  
mit einer schmerzhaften Eindringlichkeit in sich aufgenommen:  
Gabrieles kleine, bewegliche Gestalt in der kurzen Pelzjacke —  
die kleinen, täubchenhaften Drehungen ihres Kopfes, wenn sie  
mit Holsten sprach — und Holsten selber in seiner ruhigen Ver-  
haltenheit . . . Gabriele und Holsten . . .

\* \* \*

Es war schon dunkel, als Margarete Verneggen in Amsterdam  
eintraf. Die Bahnfahrt durch die eintönigen Niederlande hatte  
sie nicht angeregt; ihre Lustlosigkeit, in der sie die ganze Reise  
bereits angetreten, war nur noch gesteigert worden. Beim Ver-  
lassen des Bahnhofes in Amsterdam, beim Atmen des schweren  
Nebels, in den sie alles gehüllt sah, lehnte sich aber ihre starke  
Natur endgültig gegen all die lähmenden Anwandlungen auf,  
und sie beschloß, die nun einmal unternommene Reise wenigstens  
so angenehm wie möglich zu gestalten.

Sie wollte in ein erstes Hotel gehen, wo möglichst viel an-  
regendes Leben wechselte und das Alleinsein für sie nicht so fühl-  
bar wäre. Es war durchaus keine abenteuerliche Regung. Sie  
wollte nur schauen und fremde Menschen von einem stillen Sessel  
aus beobachten, Eindrücke aus anderen Lebensschichten erhalten  
und durch vorübergleitende Bilder abgelenkt werden von den  
eigenen Gedanken.

Sie schaute in ihrem Führer nach, nahm einen Wagen und  
nannte den klangvollen Namen des gewählten Hotels. Auf der  
Fahrt durch die neblige Stadt erhielt Margarete Verneggen  
keinerlei Eindrücke, die nicht auf jede beliebige abendliche Groß-  
stadt gepaßt hätten. Auch die große, leuchtende Hotelhalle, in  
die sie dann eintrat, besaß nur das allgemeine Gepräge ihres  
Ranges. Nichts war in dieser Ankunft, das irgendwie erregend  
gewesen oder auch nur das leiseste Vorzeichen für das ganz Be-  
sondere geborgen hätte, das Margarete Verneggen bereits eine  
Stunde nach ihrer Ankunft hier erleben sollte . . .

Ehe sie in den Fahrstuhl trat, ließ sie einen Blick in die eigent-  
liche große Halle gleiten, darin sich wirklich jenes gedämpfte und  
doch farbige Leben bewegte, das sie erwartet hatte. Sie nahm  
sich vor, heute nicht mehr auszugehen, sondern nach einer aus-  
geruhten und erfrischten Stunde hier unten den Abend mit Zeit-  
schriften zu verbringen und so geborgen und doch unmittelbar  
dabeizusein.

In ihrem Zimmer angekommen, dessen Geräumigkeit ihr sehr  
gefiel, fühlte sie bald, wie diese gepflegte Umgebung eine ver-  
söhnliche Wirkung auf ihre Laune ausübte. Sie ging mit ihren  
leicht ausholenden Schritten ein paarmal über den weichen  
Teppich, vom Fenster bis zum Wandschrank, sah sich in dem  
großen Spiegel daherkommen und erkannte, daß es dem eigenen  
Wertgefühl doch sehr guttue, wenn man so vor Augen hatte, was  
man sich von seinem Verdienst alles bereiten konnte. Mit seiner  
Leistung ist der strebende ehrliche Mensch ja doch nie recht zu-  
frieden; nur in den Lebensglütern, die seine Arbeit ihm erwirbt,  
mag er sich hier und da einmal befriedigt spiegeln . . . So  
dachte Margarete Verneggen und räumte sich nachsichtig diesen  
kleinen Genuß der Stunde ein.

Sie hatte nur wenige Kleider mitgenommen. Die packte sie  
zunächst aus und hängte sie in den großen Wandschrank. Eines  
hielt sie zurück; Gabriele hatte es besonders kleidsam gefunden.  
Sie besaß auch einen passenden kunstgewerblichen Schmuck dazu,  
der ein Geschenk von Gabriele war. Gabriele —? Ja — in wie-  
viel Kleinigkeiten ist man mit einem langvertrauten Menschen  
verknüpft!

(Fortsetzung folgt)



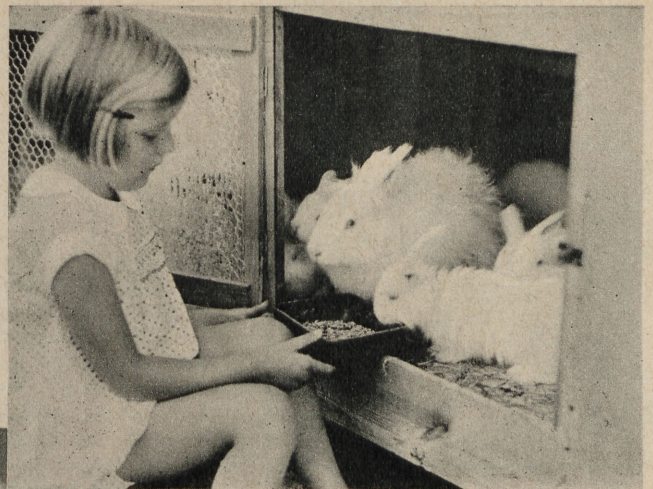
# Angora-karnikel

Von Loni Wagner

Mit Aufnahmen von Cläre Sonderhoff

Unter den Wollmaterialien, die in den letzten Jahren als Neuheiten bekannt wurden, erfreut sich die Angorawolle einer besonderen Beliebtheit. Diese langhaarige, seideweiche Wolle sah man zuerst zu Mützen und Hüten verarbeitet, die im Sommer infolge ihrer federleichten Beschaffenheit sehr viel getragen wurden. Durch die duftige Fülle schmeichelt die Angorawolle — ein Kragen daraus schmückt ein schlichtes Kleid. Zum Besatz und Auspuz von Strickleidung, wie Pullover, Westen und Kinderkleidung, verwendet man das hochwertige Material sehr gerne. Selbst zur Verarbeitung von Leibwäsche hat man es bereits ausprobiert. Ein solches Unterjäckchen hat mit seiner außerordentlichen Leichtigkeit den Vorzug großer Wärme. Außerdem rühmt man der Angorawolle den heilsamen Einfluß auf rheumatische Körper nach, wie er beim Tragen eines Ragensfelles beobachtet ist. Aus diesem Grunde wählt man zur Anfertigung von Seilwäsche, Bettshuhen und Pulswärmern gerne diese Wolle. Größere Kleidungsstücke, wie Jacken oder Westen, wären zwar auch sehr gut daraus anzufertigen und würden sicher sehr schön werden, aber man schreckt vor den hohen Kosten der Materialbeschaffung zurück. Denn das Angoragarn ist die weitaus teuerste Wolle, die es gibt. Trotzdem ist sie von der Mode sehr begünstigt. Man erfindet immer neue Verwendungsmöglichkeiten. Die Webstoffindustrie benutzt den haarigen Angorafaden als Effektgarn in neuartigen Phantasiestoffen. Die Modेरichtung, die die Angorawolle bevorzugt, kam aus Frankreich und England zu uns, das meiste Material lieferten diese Länder. Inzwischen hat sich bei uns nach dem dortigen Vorbild ebenfalls die Zucht der Angorakaninchen — von denen man die hochwertige Wolle gewinnt — eingeführt.

Die Nachfrage der Spinnereien nach der Rohwolle ist unter dem günstigen Einfluß der Mode für die Angorawolle stets vorhanden. Es wird noch viel Material vom Ausland gekauft, so daß sich in der Angorakaninchenzucht eine Erwerbsmöglichkeit bietet, die besonders für den



Die Tiere müssen peinlich sauber gehalten werden

Links: Die flaumige Wolle wirkt verarbeitet weich und grazios

Unten: Beide Kaninchen sind gleich groß, obwohl das getrimmte Tier viel kleiner erscheint







Das seidige Haar muß jede Woche mit einer Stahlbürste aufgelockert werden

Siedler oder Kleinrentner, der ein eigenes Stück Land bewirtschaftet, von Interesse ist. In geschlossenen Räumen dagegen ist die Kaninchenzucht verhältnismäßig mühsam, und die Bildung eines schönen Felles leidet auch unter dem Mangel an frischer Luft.

Die Ställe, die man stoßwerfartig übereinanderbauen kann, bastelt man sich aus Lattenholz

selbst zusammen. Sie müssen aber gegen Feuchtigkeit und gegen das Eindringen von Ratten geschützt sein. Zu diesem Zweck benagelt man das Dach des Stalles mit Teerpappe, und um ihn gegen Witterungseinflüsse haltbarer zu machen, streiche man ihn mit Karbolineum oder Olifarbe unter besonderer Berücksichtigung der Wetterseite. Will man auch eine ganz zuverlässige Boden- undurchlässigkeit erreichen, so muß man diesen mit verzinktem Eisenblech ausschlagen.

Um die Bordertür des Stalles luftig und zugleich raubzeugsficher zu machen, wird sie mit einem so engmaschigen Drahtgeflecht versehen, daß sich weder junge Mäuse noch Ratten hindurchzwängen können. Das Kaninchen ist nicht kälteempfindlich, dagegen verträgt es keine Zugluft. Die Fugen des Stalles müssen gut gedichtet sein, und er muß der Wetterseite abgekehrt aufgestellt werden.

Ebenso unzutraglich ist außerdem auch Sonnenlicht für das Angorakaninchen, denn das blütenweiße Fell wird unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen gelb. Der Pflege und guten Entwicklung des Felles muß bei der Zucht die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden, da ja das Fell den Ertrag für den Züchter liefert. Diese Kaninchen haben daher keine Streuunterlage in ihrem Stall, denn Stroh und Heu könnten das Fell leicht verfilzen, sondern als Haupterfordernis bei dem Stallbau muß man einen Lattenrost schaffen — eine Unterlage aus flachen, glatten Stäben, die durch Zwischenräume voneinander getrennt sind, damit die Unreinlichkeiten hindurchfallen können. Da jede Verunreinigung des Felles zu vermeiden ist, soll man die Kaninchen auch nicht viel frei herumlaufen lassen, denn ein erdiger Gartenboden würde das weiße Fell gefährden.

Zur Pflege des Felles werden die Tiere alle Woche einmal gründlich gebürstet, dann wird das Haar schön locker und seidig. Man nimmt dazu eine Stahlbürste und einen besonders dazu bestimmten Kamm. So kann man auch gut das Wachsen des Haares beobachten. Beim Kämmen bleibt immer etwas Wolle im Kamm hängen, die man gut aufbewahrt. Wenn das Haar lang und voll genug ist, wird das Kaninchen geschoren. Nach gründlichem Bürsten schneidet man das Haar ganz kurz ab und sammelt es für künftigen Verkauf. Man kann die Angorakaninchen dreimal im Jahre scheren und hat einen Wollertrag von insgesamt 250 Gramm. Von den Häsinnen dagegen ist der Wollgewinn wesentlich geringer. Sie benutzen die Bauch- und Flankenhaare zum Nestbau, so daß man nur das Rückenhaar scheren kann, das auch nicht so gut entwickelt ist wie bei dem Partner. Nach dem Wurf ist die Haarentwicklung lange Zeit ganz unbedeutend.

Man kann die Wolle der Angorakaninchen ungefähr vier bis fünf Jahre zum Verkauf verwenden, dann hat lediglich das Fell noch einen einigermaßen beträchtlichen Verkaufswert. Bei einer größeren Zucht wird man aber nicht allein auf die Wollgewinnung Wert legen, sondern kann sich auch aus dem Verkauf von Zuchttieren einen nicht unerheblichen Vorteil verschaffen. Da die ganze Angorazucht noch nicht so sehr verbreitet ist, herrscht nach Zuchttieren immer eine lohnende Nachfrage.

Das Füttern der Angorakaninchen ist nicht schwierig. Vor allem müssen auch hier wie bei der Haltung anderer Kleintiere Sauberkeit und Pünktlichkeit vorherrschen. Beim Füttern beobachtet man das Befinden der Tiere, ein gesundes Tier ist munter und

freßlustig. Je nach der Jahreszeit braucht das Kaninchen zwei bis drei Mahlzeiten am Tag. Morgens bekommt es Sojaschrot, Weizen, Hafer oder Gerste. In der Abwechslung der Körnernahrung liegt eine gewollte Anregung. Dann gibt es etwas Grünfütter; frisches, vor allem taufrisches Gras verursacht leicht Verdauungsstörungen; also Vorsicht! Außerdem werden allerlei Küchenabfälle verfüttert, Kartoffelschalen, mit Kleie oder Leinsamenmehl vermischt. Zur Förderung der Haarbildung gibt man tropfenweise Dorschlebertran. Das Kaninchen bekommt stets frisches Wasser. Selbst bei der Fütterung ist alle Vorsorge zu treffen, eine Verunreinigung des Stalles zu vermeiden. Die Krippe für trockenes Heu ist so niedrig im Stall anzubringen, daß auch hier kaum eine Verfilzung des Felles möglich ist. Der Stall selbst und die Futterbehälter sind peinlich sauber zu halten. Im Winter werden Mohrrüben und auch Runkelrüben mitverfüttert.

Bei eigenem Grundbesitz bietet die Angorakaninchenzucht eine Erwerbsmöglichkeit, die sich durch den Umgang mit den hübschen und zutraulichen Tieren zu einer Freude gestalten kann.

## Pfropfchen Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

Schluss

Erschreckt und ungläubig hob die Mutter den Kopf und starrte sie fast unwillig an. Sie schüttelte den Kopf. „Das kann nicht sein! Sie sind so fromm — darum sagen Sie das nur. Das müssen Sie wohl so sagen.“

Hermine zuckte die Lippen, der Kiefer bebte ihr. Mit beiden Händen riß sie sich vom Stuhl und stürzte vor der Mutter hin. „Es ist bei mir — Phichen ist bei mir!“

„Was?! Was ist das?“ rief Frau Linge. „Ist das wahr?“

Erschöpft und tränenüberströmt nickte Hermine, und als die andere sie aufhob, flüsterte sie: „Können Sie mir vergeben?“

Alles vergaß die Mutter über solcher Freude. „Gott im Himmel — das ist ja ein Wunder! Phichen — unser Phichen!“

„Ja: Ihr liebes Phichen!“ Schmerzlich und bitter rief es Hermine. „Nun hab' ich's gesagt . . . Und nun muß ich's hergeben! Ich hab's so lange nicht sagen können — ich konnte nicht!“ Matt lag sie auf dem Stuhl, als müsse sie herabfallen und sterben.

Frau Linge nahm ihre beiden Hände. „Wie dank' ich Ihnen! Gut wird's das Kind bei Ihnen gehabt haben. Das kann ich mir denken. Und nun —? Ach, ja —!“

„Ich hab' ihm alles gegeben. Rund und gesund und hübsch ist es!“ Hermine weinte darüber.

Und Frau Linge verstand es. „Nun wird's gar nimmer heimgewollen — das Phichen?“ sagte sie nachdenklich. „Hat die Mutter vergessen und den Vater. Ist ein feines Kind geworden inzwischen. Das glaub' ich schon. Hm, hm . . .“

„Ich hab' mich nicht mehr getraut, es herzubringen — nach so langer Zeit! Es tat mir so leid darum. Und wie weh mir's war —!“ Sie konnte nicht weiterreden vor Tränen. Lautlos weinte sie vor sich hin, als verblute ihr Leben.

Leise ging Frau Linge hinaus und kam zurück mit einem kleinen Weihnachtsmännchen aus Schokolade. „Das ist fürs Phichen — zum Heiligen Christ!“ Sie wickelte es in ein Papier. „Und wenn's recht ist, kommen wir auf den ersten Feiertag, Eduard und ich, und besuchen es. Aber nichts verraten! Wir wollen doch sehen, was es für Augen macht, das Phichen!“

Nach eine Tasse schwarzen Kaffee mußte Hermine nehmen, ehe sie sich langsamen Schrittes auf den Weg machte. Den Schokoladenmann drückte sie an sich, wie eine Kostbarkeit, und schlich dahin, schwindlig und müde vor Schwäche. Wie eine alte Frau! dachte sie. Wie eine recht alte Frau bin ich nun!



Der Christabend war des Jubels voll von Phichens heller Stimme. So reich beschenkt hatte es noch nie unterm Lichterbaum gestanden. Da waren eine große Puppe und ein Wagen dazu und kleine Puppen noch die Menge in einem richtigen kleinen Haus. Darin saßen sie am Kaffeetisch und tranken aus winzigen Täßlein. Durchs Dach, das aufzuklappen war, konnte man zuschauen und mit ihnen spielen. Das Staunen nahm kein Ende, und der Baum strahlte noch nie so hell den Kinderaugen wie in diesem Jahr.

Bescheiden zwischen solch schönen Sachen stand auch der kleine Schokoladenweihnachtsmann mit seiner zuckrig übergossenen Rute und seinem Marzipangesicht. Was sollte der zwischen so viel Schönerem? Zum Essen war er wohl? Ratsch — hatte Phichen ihm den Kopf abgebissen. Aber er schmeckte ihr nicht gut genug. Die andern Süßigkeiten waren alle viel feiner. Also blieb der Weihnachtsmann ohne Kopf stehen bis zuletzt und harrete seines Schicksals.

Mit Wehmut und Trauer sahen Hermine und Hannemann dem Treiben ihres Schützlings zu. Ein Abschied war es, wie sie schwerer keinen erlebt. Kein Todesfall, kein Verlust hatte sie in ihrem Leben so betroffen, und das heitre Jauchzen des ahnungslosen Kindes schnitt ihnen ins Herz. Bleiern drückten die Feiertage, wie sie langsam und zäh verrannen, dunkel überschattet vom Kommenden. Ein quälendes Mitleid begleitete das Kind überallhin: bei jeder lustigen Regung, bei jedem übermühten Sprung. Wie würde Phichen es tragen, aus allem Liebgewordenen zu scheiden, die heitere Vergnüglichkeit zu tauschen gegen die Enge mit so vielen älteren Geschwistern? Hier war sie Mittelpunkt, geliebt, gehätschelt und verwöhnt. Sie durfte tollern nach Herzenslust und spielen, was ihr nur einfiel. Spielzeug in reichem Überfluß umstand sie lockend und wartete nur freundlicher Aufforderung von ihrer Hand. Das sollte nun alles ein jähes Ende finden?

Schwer und dick verhangen brach der erste Feiertag an. Schlaflos für die beiden Alten war die Nacht vergangen. Hermine hatte ihr Kissen naß geweint und war so erschöpft von ihrem Leid, daß sie beim Aufstehen einen Schwindelanfall erlitt und heftig auf den Boden schlug. Sie kam bald wieder zu sich, blieb aber, bleich und reglos, den ganzen Vormittag im Bett. Ein dürrftig und eilig hergerichtete Feiertagsmahl, noch nie dagewesen zu solch hohem Tage, zeigte an Äußerem ihre innere Zerstörung.

„So wird sich Phichen leichter wieder ins Einfachere gewöhnen!“ tröstete sie trübe den besorgt neben ihr stehenden Mann. „Sei nicht so bitter!“ sagte er bestimmt. „Vielleicht wird noch alles gut?“ Er mußte sich stark halten und trug noch ein Fünkchen Zuversicht. Wenn er nur erst die Eltern kannte und mit ihnen ein Weilschen gesprochen hatte — dann würde sich manches lösen . . .

Am Nachmittag, Punkt vier Uhr, wie angekündigt, schellte es draußen zaghaft. Wenn dieses Zeichen nicht mit Bangen erwartet worden wäre, es wäre kaum vernommen worden, so leise nur wagte es sich herein.

Die beiden sahen sich an. „Komm, Hermine!“ sagte Theodor Hannemann und nahm sie bei der Hand. „Wir wollen zusammen gehen!“

Phichen aber war schon vorweggelaufen. „Darf ich —?“ rief es noch an der Tür zurück und klinkte schon auf.

Die Eltern standen draußen. Ein Ausruf: „Phichen — Phichen!“

Schreiend und verstört, kam das Kind zurückgerannt und vertrocknete sich hinter die Alten. „Sie holen mich! Sie holen mich!“ Es weinte laut auf. Hermine brachte es rasch ins Zimmer und kam nicht wieder.

Betroffen standen die Eltern vor der Tür. Hannemann ging ihnen entgegen und lud sie ein, hereinzutreten. Sie stammelten eine Entschuldigung und traten sich die Schuhe erst lange Zeit ab, ehe sie, schüchtern und auf den Zehenspitzen, die Schwelle überschritten.

„Da kommen wir wohl gar nicht recht?“ brachte Eduard Linge mühsam hervor. „Sie müssen schon entschuldigen, Herr Rat, daß wir solche Ungelegenheiten machen! Ja . . . Aber wiedersehen mußten wir das Phichen doch einmal . . . Da sind wir nun gekommen — ja, ja . . . Und vielleicht wäre es besser, wir täten gleich wieder gehen?“ Fragend nach Einverständnis, sah er seine Frau an.

Die sagte nichts. Sie hatte Tränen in den Augen, die auf die altmodische Plüschjacke herabtropften, und kniff den Mund mühsam ein, daß sie nicht laut weinen mußte.

„Aber nein! So geht das doch nicht, Herr Linge! Kommen Sie nur! Der Kaffeetisch ist gedeckt. Da können wir ganz ruhig miteinander sprechen.“

„Wenn es erlaubt ist, will ich so frei sein“, sagte Linge verlegen. „Nicht, Alte?“

Sie kamen also herein, linkisch und bescheiden, wollten erst gar nicht die Mäntel ausziehen und standen, bis sie zweimal aufgefordert waren, sich zu setzen. Dann saßen sie steif und wußten gar nichts mehr zu sagen. Es war alles so schwer und drückend.

Dafür hob Hannemann an zu sprechen. Er erzählte ihnen alles und entlastete sein Herz. Von Anfang an begann er und schilderte mit warmem Wort, wie Hermine verwaiste Mutterseele sich ganz auf das fremde Kind geworfen, wie sie ihr ganzes Sein und Trachten durch diese Fügung erfüllt gesehen hätte. Er verschwieg auch nicht die Anfechtungen, die sie beide durchgemacht hatten, und die Zweifel, ob es recht sei, was sie taten. Er schilderte ihnen das Geheimnis, das Phichens Namen lange Zeit umgeben, und wie es unter solchem Schutz sich verwurzelt hatte in der neuen Heimat: ein kleiner, lieber Gast, der immer mehr vergaß, nur Gast zu sein . . . „Da begannen wir zu hoffen, es möchte uns beschert sein, im Alter noch ein Kind zu haben, das uns angehöre wie ein eigenes; und als wir ahnten, es möchte Phichen Linge sein, das da gesucht wurde in der Zeitung, da wagten wir es nicht zu glauben. Wir wußten es ja nicht, und darum hofften wir noch immer, es möge nicht wahr sein. Phichen hing ja an uns mit wahrer Kindesliebe und war so dankbar für alles, was wir tun konnten. Sollten wir es von uns reißen? Sagen Sie doch selbst: Sollten wir das?“

Die Eltern saßen ergriffen und trockneten sich die Augen. „Sie haben Gutes getan an unserem Kind“, brachte die Mutter mühsam hervor. „Wie sollen wir Ihnen das danken? Das können wir ja gar nicht gutmachen, was Sie getan haben an dem Kind. Groß ist's geworden und rund und rot. Herrgott, nein, solch hübsches Kind nun! Wer das gedacht hätte, in dieser bösen Zeit!“ Sie schlug die Hände zusammen und hielt den Kopf schief.

„Gutmachen? Aber, Frau Linge, Sie haben nichts gutzumachen — nur wir an Ihnen! Wenn Sie's uns lassen könnten — das liebe, kleine Phichen? Sie würden einem Menschen das Leben wiedergeben — meiner guten Frau. Die grämt sich nun schon seit Wochen um den Abschied. Bleich und krank ist sie geworden darüber, und umgefallen ist sie mir heute vor Schwäche und Erregung. Wenn Sie das könnten — wir würden es Ihnen an Ihrem Kinde danken bis zum letzten Atemzug!“

Gerührt saßen die schlichten Leute vor dem würdigen alten Herrn, der sie so herzlich bat und beströmte.

„Ja, Mutter“, sagte Linge, „dem Phichen ginge es wohl gut dahier. Wenn wir's übers Herz bringen könnten . . .“

Frau Linge weinte.

„Sieh doch an! Das Kind ist nun so fröhlich hier gewesen — und groß und rund ist es geworden! Ob wir das so gekonnt hätten, Mutter?“

Frau Linge sagte nichts und schluchzte nur.

„Sei doch gut, Mutter!“ tröstete Linge seine Frau. „Wird mir wahrhaftig auch schwer ums Herz. Aber das Kind — an das Kind mußt du denken! Und dann, Mutter, du weißt ja doch? Bald, bald haben wir wieder eins — solch ein Kleines, ganz Kleines . . . Ach, Mutter, da haben wir's ja gleich wieder! Und's wird wachsen und groß werden, wie Phichen. Ja: Das wär' so meine Meinung . . .“

Die Mutter nickte und schüttelte den Kopf — bald so, bald so. Ihr war ganz wirr und wund tief drinnen: Ihr Kind regte sich und strebte zum Leben . . . Und wie sie darauf lauschte, nickte sie wieder zu dem, was ihr Mann sagte. Worte konnte sie nicht finden; das war wie ein Wirbel um sie, wie ein großer, heiliger Wind, der sie heiß anblies und mit Macht ihr Herz anrührte. Sie stand auf, plötzlich und getrieben von einer Wallung, und reichte Hannemann die Hand. Mit schwimmenden Augen sah sie an ihm hinauf. Dann wandte sie sich und schaute nach dem Manne.

„Wollen wir gehen, Mutter?“

Sie nickte still.





# Aschenputtel

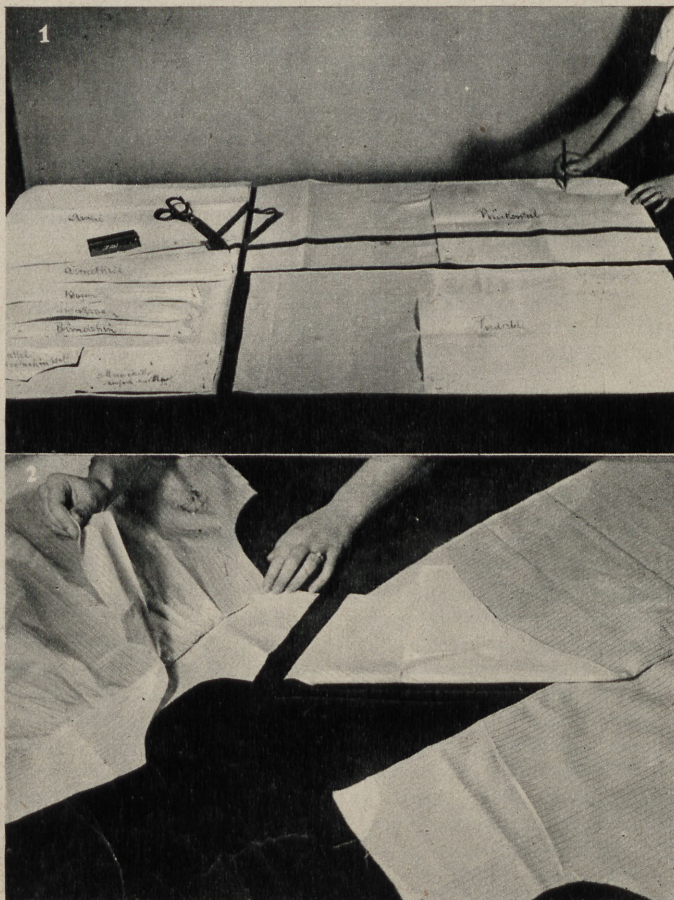
Aufnahmen:  
Cläre Sonderhoff

Modelle:  
Rudolph Karstadt,  
Berlin

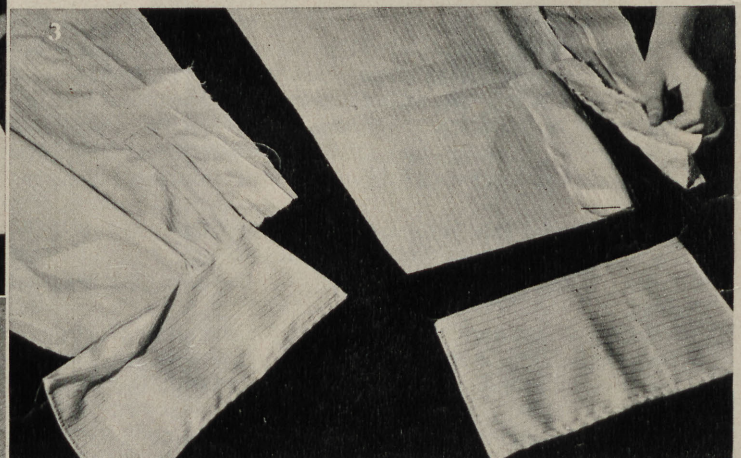
Die Wickelschürze  
aus geglättetem,  
hellgrauem Kre-  
tonne mit Blenden  
aus Karostoff hat  
Rückenschluß

Rechts: Ein hübscher Kittel aus blauem Popeline mit Revers und schmalen Paspel aus römischem Streifenstoff

Rechts: Der Kragen und die Manschettenstreifen aus weißem Pikee sind mit 2 Knöpfen von dem taubengrauen Kittelkleid abzu-  
knöpfen



## Wie schneidere ich meinem Mann



1. Unter dem Gesichtspunkt der größten Raumersparnis wird der Schnitt aufgelegt und mit Nahtzugabe geschnitten. Er muß immer in Streifenrichtung gelegt werden

2. Das Vorderteil wird gefüttert; das Rückenteil wird oben eingekraust und an die doppelte Passe geheftet. Nach dem Durchsteppen klappt man beide Passenteile genau aufeinander und näht die Achselteile aneinander

3. Bevor die verstärkte Manschette an das Ärmelteil genäht wird, muß der seitliche Schlitz tadellos sauber und genau gearbeitet sein



# modern



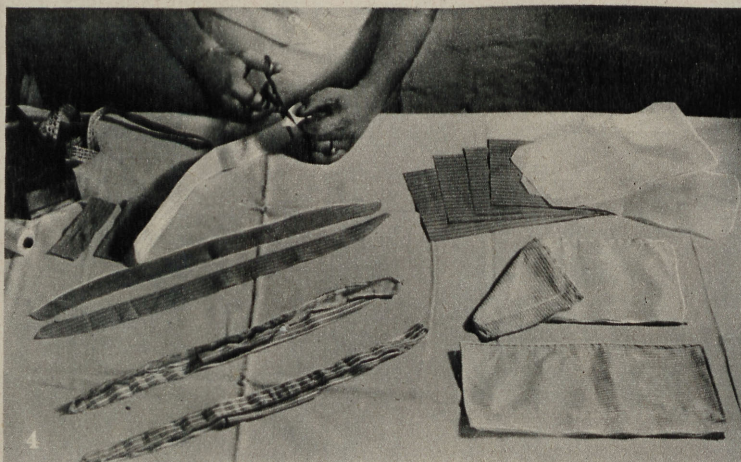
Wickelschürze aus Worpweder Streifenstoff mit hübscher Passe und einfarbigem Paspel

Links: Zu der hübschen Hausschürze wurde ein mattblauer Stoff sehr geschickt mit einem lebhaft gemusterten Kretonne verarbeitet

Rechts: Kleidsame Schürze aus Worpweder Stoff mit passenden einfarbigen Blenden und kleinen Silberknöpfen



# ein Sportheemd?

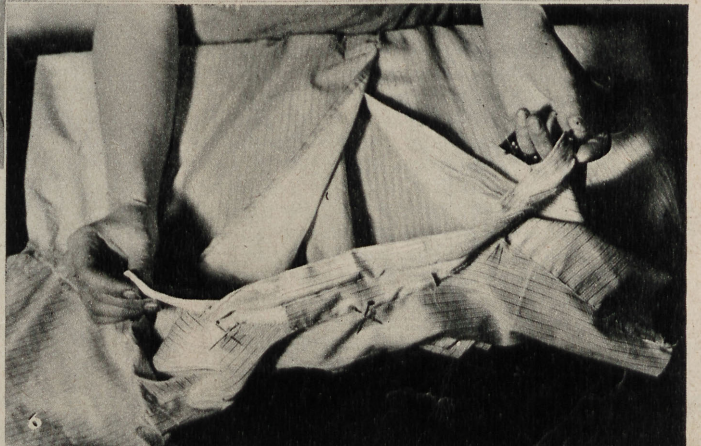
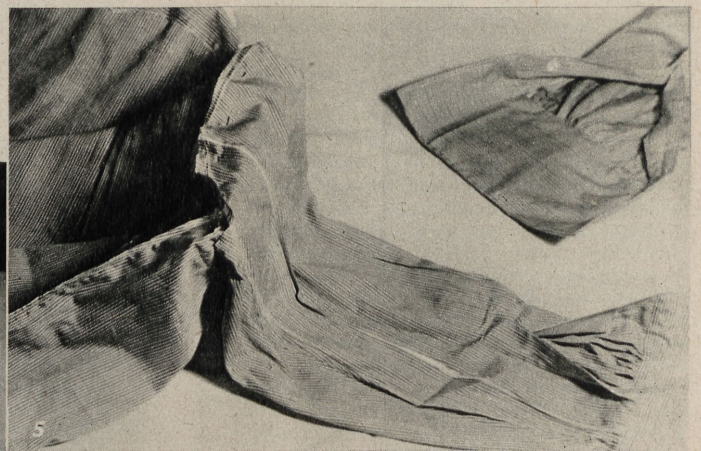


4. Das Halsbündchen wird ebenso wie die Manschetten vierfach zugeschnitten. Das genau passende Futter wird an den Ecken abgerundet, damit sie nach dem Stürzen ihre Form behalten

5. Beim Einnähen des Ärmels muß genau darauf geachtet werden, daß die Naht des Unterärmels auf die Seitennaht des Hemdes trifft. Um eine gleichmäßig breite Ärmelnaht nähen zu können, muß der Hemdstoff um 2 cm länger als der Ärmel sein

6. Zum Schluß wird das Kragenbündchen genau Mitte auf Mitte gesteckt und verstürzt angenäht. Die Knopflöcher müssen regelmäßig gearbeitet werden

Aufnahmen: Jenny Schneider





# Der Farbtupf

## darf nicht vergessen werden!

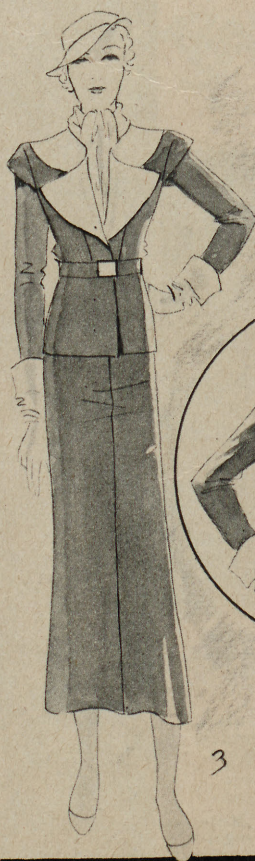
Da uns die Frühjahrsmode namentlich an Wollstoffen mit neutralen, man möchte sagen, unpersönlichen Farben überschüttet, allen voran mit Grau, dann Beige, Bindfadenfarbe und sonstigen Naturtönen, so ist dem farbigen Beiwerk, dem „Farbtupf“, von dem oft allein die Kleidsamkeit abhängt, gute Gelegenheit zu vielseitiger Entfaltung gegeben. Man kann den „Tupf“ ganz wörtlich nehmen und ihn in bunter Vielfalt auf den Schal gedruckt wirken lassen, oder man kann dem Gürtel, Handschuh, Hut, Knopf, Revers, ja selbst einer ganzen Bluse oder Jacke die Rolle des belebenden Farbtupfs zuweisen.

Die absteckende Gürtelung, breit oder schmal, mit oder ohne Hängeenden, ist so modern, daß man sie besonders gern mit dem Auftrag betrauen wird, das farblich Nüchterne interessant zu machen. Da nun außerdem unlegbar eine Tendenz zur Senkung der Taillenslinie zu verspüren ist, wird man die Gelegenheit gern ergreifen, die Gürtelung zugleich als farbliche Belebung und als Mittel zur Verlängerung der Taille zu benutzen. Wer beispielsweise einem Kleide mit ziemlich hohem, niederrartigen Rockansatz (Fig. 1a) die neue Note geben will, ohne besonderen Änderungen Raum zu lassen, zieht den breiten, gerafften Gürtel - oder den doppelten Schnalhgürtel solcherart zu zweifacher Hülfeleistung heran. Der breite, geraffte Gürtel deckt mit seinem oberen Rande nur eben die hochsitzende Rockansatznaht und dient infolgedessen fast mit seiner ganzen Breite zur Verlängerung der Taille. Steht genügend Material zur Verfügung, so können wir, vorausgesetzt, daß es zum Stil des Kleides paßt, die seitliche oder rückwärtige Abschlussschleife der Gürtelung in lang hängende Enden auslaufen lassen (Fig. 1b), die sehr modern namentlich für Nachmittags- und Abendkleider sind. Da sie der gegenwärtigen Modebeugung zur vertikalen Linienführung entsprechen, verleihen sie dem Kleide gleichzeitig mühelos eine modische Note mehr. Ist der Stoff für die geraffte, breite Gürtelung zu knapp, so genügt auch eine kleine Seitenschleife, ein seitlich überstehendes Köpfchen oder dergleichen als Abschluß. Die absteckende, mit kleinem Abstand doppelt um die Taille geführte Schmalgürtelung (Fig. 1c) wird zwecks Taillenverlängerung ebenfalls so angebracht, daß die obere Gürtelung nur knapp die Rockansatznaht verdeckt.



Namentlich wo alles, einem besonderen Wunsch der Frühjahrsmode entsprechend, grau in grau erscheint, hat der Farbtupf als belebendes Element viel zu sagen. Man stellt ja zwar, um das Grau an sich schon möglichst vor Eintönigkeit zu bewahren, besonders gern zweierlei Grau für Kostüme oder Mantel-Complets zusammen und nimmt dabei für Jacke oder Mantel das dunklere Grau, für Kleid oder Rock das hellere Grau, das auch auf Jacke und Mantel mit Krageneffekt, Revers oder Schalteilen usw. hinüberspielen kann. Aber die rechte Kleidsamkeit wird meistens doch erst durch die leuchtende Farbzutat erreicht, an unserem Beispiel Fig. 2 durch einen vergnügten korallenroten Schal. Unter „Grau“ versteht die Frühjahrsmode sowohl die ganz einheitlich im Farbbade entstandenen Grautöne wie die Fülle der melierten Webeffekte, der winzigen Karos usw., die, an sich untereinander kontrastierend, doch schon in geringer Entfernung als graue Fläche erscheinen.

Man kann die Reversklappen einer grauen Kostümjacke, zu der ein lebhaft farbiger Schal getragen wird, in der Farbe des Schals beziehen und auch das Hütchen farblich dazu abstimmen (Fig. 3), zu welchem Kontrastspiel sich auch Schotten und Streifen gut eignen. Wird nur wenig Farbeffekt gewünscht, so genügt schon ein ganz schmales, farbiges Gürtelchen, ein Hutaufputz und







vielleicht noch die Handtasche in der belebenden Kontrastfarbe, die auch leuchtendes Rot sein darf, wo solches kleidet (Fig. 4). Und sei es auch nur eine bunte Gürtelschnalle, begleitet von passenden Clips, sie genügen, um Grau oder andere wesenlose Töne vollendet kleidsam zu machen. Weiß gilt übrigens in unserem Sinne hier durchaus als vollgültiger „Farbtupf“. Manche Grautöne gewinnen gerade durch weißes Zubehör außerordentlich. Neben den üblichen Möglichkeiten zur Aufheiterung der Garderobe mit Weiß bietet sich in diesem Frühjahr noch eine besondere, die sich zugleich auch als Modernisierungsmotiv anwenden läßt: Man kann zum dunklen oder mittelfarbigem, also auch zum grauen Wollmantel einen breiten, weißen Kragen aus Wollstoff arbeiten oder umgekehrt (Fig. 5), der alles, was er an praktischen Eigenschaften vermissen läßt, durch doppelte Kleidsamkeit und Festlichkeit aufholt. Es dürfte sich empfehlen, gleich zwei solcher Kragen zum Auswechseln herzustellen, damit keine Pause im „Betrieb“ einzutreten braucht. Je nachdem, wie Kleid und Mantel zueinander stehen, kann man auch helle Halsgarnituren vom Kleide her auf den Mantel übergreifen lassen (Fig. 6).

Darf die belebende Farbe breiteren Raum einnehmen, so wird man mit einer bunten Jacke zum schlicht neutralen

Kleide ausgezeichnete Wirkung erzielen. Diese Jacke kann lose oder anliegend, kurz oder halblang nach Belieben sein. Besonders neu und apart ist die kurze Capejacke aus Tuch, Wildleder oder dessen Imitation, die mit ihren Ärmeln sozusagen Vorspiegelung falscher Tatsachen treibt (Fig. 7), und die halblange, lose Samtjacke, hier dunkelblau zum blaugrauen Mattkreppkleide (Fig. 8). Ein auch zur Modernisierung älterer Kleider ausgezeichnet verwendbarer Farbtupf ist das überzuziehende, eigentlich nur aus einem latzartigen Vorder- teil bestehende Westchen (Fig. 9), das, sofern sein Ausschnitt genügend groß ist, einfach über den Kopf gezogen und rückwärts in der Taille geknotet oder geknöpft wird. Sind die als Gürtelung zu knüpfenden Enden lang genug, daß sie hinten gekreuzt und wieder nach vorn genommen werden können, um so besser: Dann sitzt der ziervolle Knoten vorn und kommt noch mehr zur Geltung. Schließt das Westchen hoch am Halse, was besonders modisch wirkt, so knoten oder knöpfen sich zwei Zipfel im Nacken. Solch ein Westchen, in verschiedene Zonen aufgeteilt, deren jede eine andere Tönung der gleichen Farbe hat, kann zu überraschender Schmuckwirkung führen.

So würde z. B. Fig. 11 in dreierlei Blau zum hellgrauen Kleide ganz reizend aussehen.

Wer für den unverwüstlichen Schal als Farbtupf eine recht neuartige Anwendungsart sucht, findet solche in unserem Modell 10, das mit der modischen seitlichen Knopfreihe und dem Ziermotiv am Gürtel die Leuchtfarbe des vom neutralfarbigen Kleide absteckenden Schals wiederholt. Stricksachen pflegen ja an sich um Farbeffekte nicht verlegen zu sein. Für abwechslungsfreudige Damen empfiehlt sich ein neuer Sweater, in dessen Rundpasse eine Reihe von Schlitzten eingearbeitet ist, durch die bald dieser, bald jener bunte Schal auf und abgeführt und schließlich an der einen Schulter zur fescen Schleife geschlungen werden kann (Fig. 12). Form und Strickart sollten hier denkbar einfach gewählt werden, die Farbe sei möglichst unauffällig und neutral, damit die hübschen Seidenbahnen sich als leuchtende Farbtupfen um so effektvoller davon abheben können.

Luise Reich  
Zeichnungen von Ilsabe





### Der Ölfarbenfleck auf der neuen Handtasche!

Die neue lederne Handtasche hat einen Ölfarbenfleck bekommen. Das Unglück scheint groß. Es ist aber weniger schlimm. Nehmen Sie eine frische Zwiebel, schneiden Sie sie zur Hälfte durch und reiben Sie mit der Schnittfläche die Ölfarbenflecke auf der Handtasche ein.

### Befestigen der Schubgriffe

Wenn sich die Schubgriffe von den Möbelstücken lösen, so ist dies ein Zeichen dafür, daß das Holz eingetrocknet ist und den Schrauben der Griffe keinen Widerstand entgegensetzt. Man fülle dann die Riefen der Schrauben mit Garn aus, befeuchte die so entstandene Fläche stark mit gutem Klebstoff und führe den Griff wieder an seine Stelle ein. Nach wenigen Minuten schon sitzt der Griff unverrückbar fest.

### Wie putzt man Alpaka?

Diese Frage ist deshalb nicht so einfach zu beantworten, weil ja Alpaka kein einheitliches Material darstellt. Es besteht vielmehr aus einem unedlen Mischmetall und der darauf befindlichen Schicht von echtem Silber. Solange diese Schicht noch vorhanden ist, eignet sich natürlich jedes Putzmittel, das man auch zum Reinigen von Silber verwendet. Wenn aber im Laufe der Zeit die Silberauflage abgenutzt ist und das darunter liegende häßliche, gewöhnlich gelbe Mischmetall zum Vorschein kommt, dann nützt das sorgfältigste Putzen nichts mehr, um den Gabeln, Messern und Löffeln ihren früheren weißen Silberglanz wiederzugeben. Es bleibt dann nur noch übrig, die Bestecke in eine Galvanisieranstalt zu bringen und neu versilbern zu lassen.

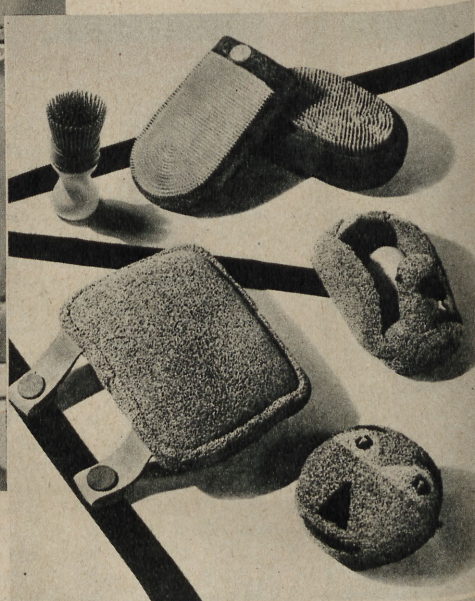
Diese Unbequemlichkeit läßt sich aber jetzt vermeiden, seit die Industrie eine ganze Reihe von Putzmitteln hergestellt hat, die nicht nur putzen, sondern gleichzeitig auch echt versilbern. Früher gab es zu diesem Zweck gewisse Präparate, die Quecksilber enthielten, das sich mit dem Mischmetall oberflächlich legierte und es dadurch weiß färbte. Diese Mittel sind aber glücklicherweise ziemlich vom Markte verschwunden, da die Weißfärbung wenig haltbar war und überdies die Gefahr einer Quecksilbervergiftung vorlag. Im Gegensatz dazu enthalten die neuen Putzmittel, die teils in der bekannten halbflüssigen, teils in Pulverform zu haben sind, echtes Silber; natürlich liegt das nicht als Metall vor, sondern als sogenannte „komplexe Verbindung“. Wenn man mit einem derartigen Präparat gelb gewordene Alpakabestecke putzt, so schlägt sich das in dem Putzpulver enthaltene Silber auf dem Mischmetall nieder und überzieht es mit einer zwar dünnen, aber festhaftenden Silberhaut. Verstärken läßt sich diese durch längeres Putzen nicht, da die Silberabscheidung sofort aufhört, wenn das unedle Metall mit Silber überdeckt ist. Infolgedessen kann man an eine derartige Versilberung auch nicht die hohen Ansprüche stellen wie an eine galvanische. Dafür aber ist man immer in der Lage, durch ein einfaches Überputzen eine abgenutzte Silberschicht auf billige Weise zu erneuern. Die Silberabscheidung und damit Umfärbung geht sogar so weit, daß, wenn man Bronze mit einem dieser Präparate abreibt, die ursprüngliche Farbe verschwindet und einem weißen Silberglanz Platz macht.

Hans Julius

# Rasierpinsel, Schürzen und Handschuhe aus Gummi



Zum erstenmal hängen Gummischürzen nicht lose, sondern werden tailliert; beim Abwaschen schonen Gummihandschuhe die Hände



Rechts oben: Praktische Kleinigkeiten: Rasierpinsel, Massagebürsten, schwimmende Seifenbehälter in Entenform, Kopfstütze für die Badewanne, Badeschwamm . . .



Zusammenrollbare Schüssel, Tropfenfänger, Geschirrbürste und Kannenansfasser — alles aus Gummi!

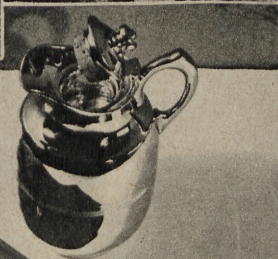
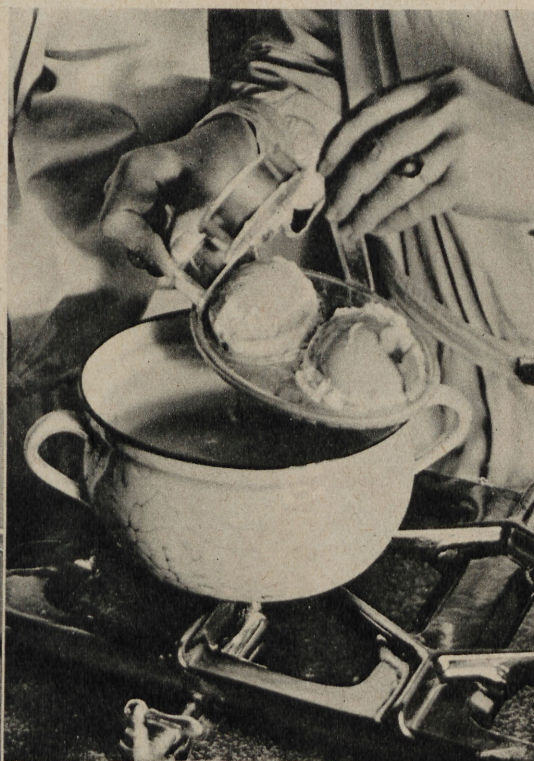
Der Frisierumhang aus Gummi ist auch für die Kopfwäsche sehr empfehlenswert

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



# Erleichterungen im Haus- halt

Aufnahmen Cläre Sonderhoff

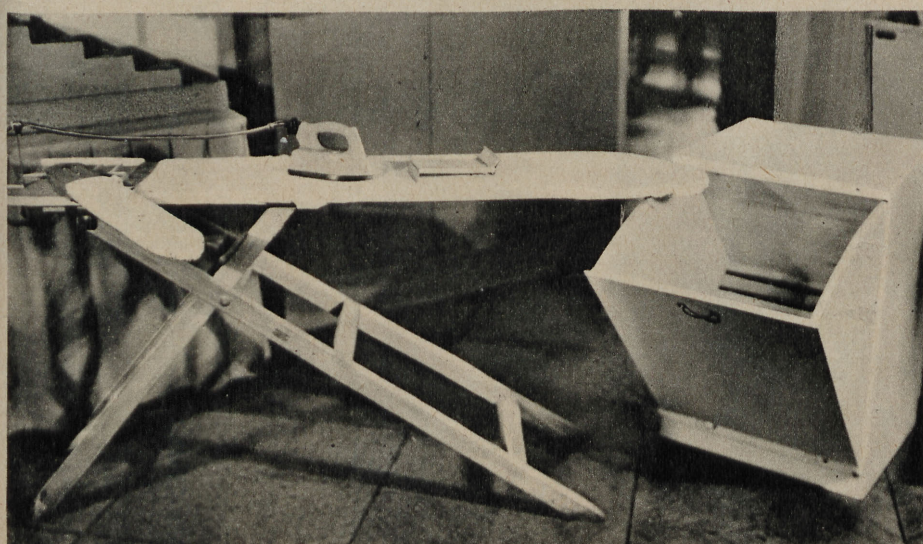


Praktischer Kocher, der das Eiweiß bei pochierten Eiern zusammenhält

Links oben: Neuer Eierteiler in Form eines Siebes; das Eiweiß bleibt hängen, während das Weiße abläuft

Links: Das Heizkissen „Ich wärme dich“ wird mit 2 Teelöffeln kalten Wassers gefüllt, die eine im Kissen enthaltene Heizmasse zum stundenlangen Erwärmen bringen. Hübsche Thermoskanne in eleganter Form

Unten: Neues Plättbrett mit herausklappbarem Ärmelbrett und geräumigem Wäscheschlucker



## Richtiges Behandeln feiner Daunendecken

Vor allen Dingen bearbeite man Daunendecken, die man säubern will, nicht mit einem Klopfer. Das wäre grundfalsch, denn durch das Klopfen zerschlägt man die feinen Daunen, durch Abblüsten wird das Gewebe gelockert, und gar erst durch das Sonnen Daunen und Stoffüberzug verbrannt. Nur mit einem weichen, reinen Tuche reibt man feine Daunendecken ab oder mit jenem kleinen Kissen, das man beim Kaufen einer guten Daunendecke bekommt. Damit werden die Nähte der Decken sauber ausgewischt. Beim Lüften schlägt man die Decken in ein weißes Leinentuch ein und legt sie an die Luft, jedoch niemals in die pralle Sonne. Nur bei Daunendecken, die keinen farbigen Bezug haben, sondern aus naturfarbigen Daunenerkal gearbeitet wurden, ist es erlaubt, sie im Schatten über die Leine zu hängen.

## Wenn die Lackschuhe

etwas an Glanz verloren haben, ist es eine Kleinigkeit, sie selbst wieder aufzufrischen. Man wäscht sie erst mit lauwarmem Wasser ab, dann taucht man ein Schwämmchen in Milch, geht damit über das ganze Leder und läßt die Feuchtigkeit ein paar Minuten einziehen. Zum Schluß trocknet und reibt man sorgfältig mit einem sauberen Tuch ab, und das Lackleder wird wieder seinen alten Glanz haben.

## Gefäße geruchlos machen

Gefäße mit stark riechenden Flüssigkeiten behalten noch lange Zeit nach Entfernung dieser Flüssigkeiten ihren scharfen Geruch bei. Will man diesen Geruch gründlich aus Flaschen und anderen Gefäßen vertreiben, so spüle man die Gefäße mehrmals mit schwarzem Senfmehl und lauwarmem Wasser aus. Nach kurzer Zeit kann man diese Gefäße wieder für andere Flüssigkeiten, unbeschadet deren Eigenschaften, verwenden.

## Blumentopferde muß luftdurchlässig sein

Das Gedeihen der Blumen in den Töpfen wird oftmals dadurch stark beeinträchtigt, daß die Blumentopferde zu fest ist und somit zu luftundurchlässig wird. Man muß danach streben, die Topferde lockerer zu machen. Man erreicht ein Lockerwerden der Erde, wenn man Torfmull unter sie mengt. Sofern die Erde zu ausgenutzt ist, tut man gut, der so geschaffenen Masse auch eine Kleinigkeit guten Blumendüngers beizumengen. Der Erfolg eines solchen Verfahrens wird alsbald in einem frischeren Aussehen der Pflanzen zum Ausdruck kommen.

## Zusammenhaftende Gläser

Zwei ineinandergestellte Gläser haften oft so fest zusammen, daß man die größte Mühe aufbringen muß, sie zu trennen, und nicht selten endet dieser gewaltsame Trennungsversuch mit dem Bruch eines Glases oder gar beider Gläser. Ein einfaches Mittel gibt es nun, diese Gläser frei zu bekommen. Man gießt in das obere Glas kaltes Wasser und hält währenddessen das untere Glas in warmes Wasser. Das innere Glas zieht sich durch die Kälte zwangsmäßig zusammen und gibt das es umgebende Glas sogleich frei.



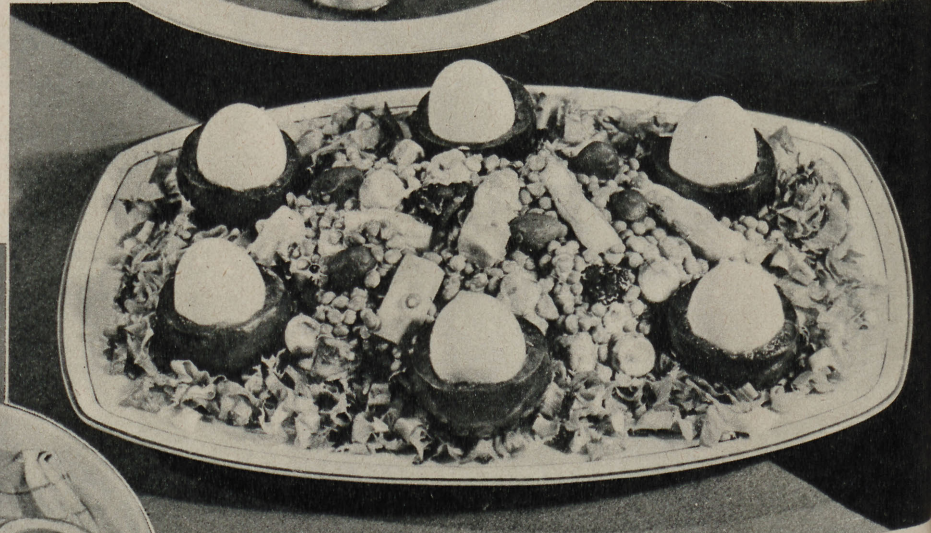
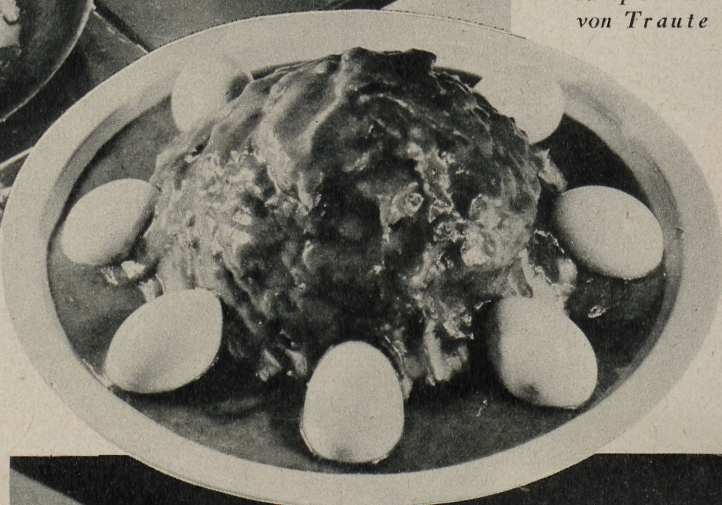


# Eierlei!

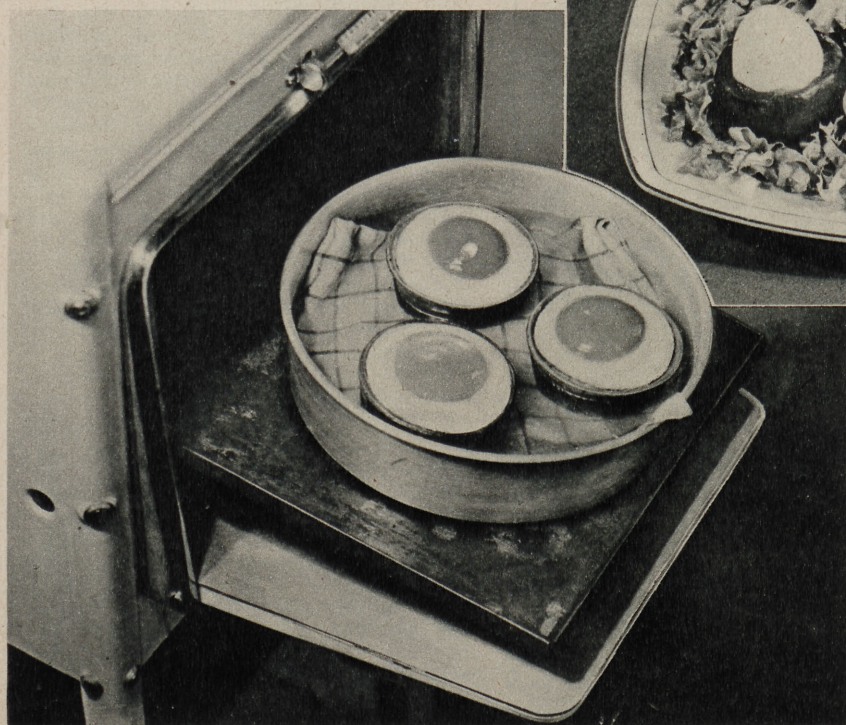
Rezepte und Aufnahmen  
von Traute Walther

**Bückingseier mit grünem Salat.** Schöne, frische Bückinge werden sauber zerlegt und von allen Gräten befreit. In einer Pfanne läßt man Butter heiß werden und legt die Bückingsstreifen hinein. Darüber gießt man Rührei und läßt das Ganze stocken, ohne sehr viel darin herumzurühren. Sehr heiß aufrtragen, am besten in feuerfester Glas- oder Porzellanschüssel!

**Budapester Eierschüssel.** Von Pellkartoffeln, die durch die feinstlöchrige Hackmaschine getrieben werden, stellt man eine Püree her, welche man mit  $\frac{1}{4}$  Pfund geriebenem Parmesankäse, Milch, Butter und Salz gut abschmeckt. Inzwischen bereitet man eine dicke Tunke von Tomaten, Zwiebeln, Butter, Paprika, Salz und  $\frac{1}{4}$  Liter saurer Sahne. Die Püree wird auf erwärmter Schüssel zum Hügel geschichtet, die Tunke darüber gegossen und pflaumenweiche Eier im Kranz darumgelegt. Statt der Tomatensoße kann man eine pikante Senfsoße mit gehackten Dillgurken über die Eier geben. Sehr gut schmeckt auch eine Rotwein-Tunke, die man aus  $\frac{1}{2}$  Liter Brühe, 1 Glas Rotwein, Suppengrün, Lorbeerblatt und Gewürzkörnern herstellt und mit Mehlschwitze bindet.



Eine Frühlingsplatte mit Eiern im Nest wirkt besonders farbenfreudig und appetitanreizend. Die pflaumenweich gekochten Eier werden abgeschält und in ausgehöhlte Tomaten-Nester gesetzt. Eine Büchse Leipziger Allerlei mischt man mit einer Mayonnaise von rohen Eiern und schichtet das Gemüse hügelartig auf einer Unterlage von beliebigem, nudlig geschnittenem Salat auf.



Bismarck-Eier in Förmchen sind ein angenehmes Vorgericht. Die Förmchen oder Tassenköpfe werden mit Butter ausgestrichen und mit den verschiedensten, feinen Ragouts gefüllt. Obenauf schlägt man ein Ei und läßt das Ganze im Wasserbad stocken. Als Ragout wäre zu empfehlen: gekochter Schinken und Spargelköpfe, Geflügel-leber, feine Schoten-Püree, Krebschwänze, gehackte Champignons etc., alles mit reichlich Butter oder Käse vermischt.





**Kräuter - Eier.**  
In  $\frac{1}{2}$  Liter kochende Milch rührt man 20 g Mondamin, läßt kurz aufkochen und gibt 2 Eßlöffel Butter, etwas Zitronensaft, ein Röhrchen Kapern, Salz und 1 Prise Zucker dazu. Zuletzt zieht man diese Soße mit 1-2 Eigelb ab und fügt soviel feingewiegte, grüne Kräuter hinzu, daß die Soße grün aussieht. Sie wird über halbierte, harte Eier gegossen und mit grünem Salat serviert.

**Kräuter - Eier in Muscheln.** Dazu werden eine Anzahl hartgekochter Eier recht feingehackt und mit reichlich Butter, etwas saurem Rahm, viel gewiegten Kräutern und Schnittlauch zu einer geschmeidigen Masse verrührt, die man in Muscheln kurz im Ofen überkrustet.

**Eier-Creme in Gläsern.** Für 6 Gläser 1 Liter Milch mit 2 Eßlöffeln Butter zum Kochen bringen. Inzwischen 6 Eigelb mit  $\frac{1}{4}$  Pfund Zucker und etwas Rum schaumig rühren. 25 g Mondamin kalt anrühren, in die kochende Milch geben und 2 Minuten dick kochen lassen. Die Masse vom Feuer nehmen, die Eier und den geschlagenen Eischnee unterziehen und nochmals kurz aufkochen lassen. Die etwas abgekühlte Creme in Gläser füllen.



## Hartes Wasser — eine Sorge der sparsamen Hausfrau

Mancher Städter wird im Urlaub, vor allem im Gebirge, die Beobachtung gemacht haben, daß er drei-, viermal mit frischem Wasser nachspülen muß, bevor die Haut von der glatten Seifenlauge befreit ist. Man sollte als kluger Städter ja eigentlich wissen, daß das Wasser, bei dem man die Seifenlauge nicht los wird, nicht schlechter, sondern besser ist als das gewohnte und daß die Schwierigkeit beim Abspülen nur beweist, daß man eben zu viel Seife benutzt hat. Das Gebirgswasser, vor allem aber das Regen- und Schneewasser, ist in Wirklichkeit weich, und der Städter ist meist an hartes Wasser gewohnt. Wenn man sich mit weichem Wasser wäscht, muß man also Seife sparen, und das dürfte doch nur angenehm sein.

Könnte die Hausfrau, wie es auf dem Lande zum Teil möglich ist, ihre Wäsche im weichen Regenwasser waschen — so könnte sie sehr viel Geld sparen. Man nennt das Leitungswasser deswegen „hart“, weil es gelöste mineralische Bestandteile enthält, vor allen Dingen Kalk. Sobald in solch hartes Wasser Seife oder ein seifenhaltiges Waschmittel gegeben wird, stürzen sich diese mineralischen Bestandteile auf die Seifenteilchen und bilden Kalkseife. Bei diesem Vorgang werden recht beträchtliche Seifenmengen verbraucht. Die mitteleuropäischen Städte haben einen durchschnittlichen Härtegrad von 12, d. h. in 100 Litern Wasser sind 12 Gramm Kalk enthalten. 12 Gramm Kalk verbrauchen aber, bevor es überhaupt zu dem eigentlichen Waschvorgang kommt, etwa 200 Gramm Seife. Es gibt jedoch auch Städte mit Wasserhärtegraden bis zu 75, d. h. in zwei mittelgroßen Waschkesseln werden  $2\frac{1}{2}$  Pfund Seife verbraucht, bevor das eigentliche Waschen überhaupt losgeht!

Jede Hausfrau kann bei ihrem Wasserwerk den Härtegrad des Leitungswassers erfahren; die Kenntnis des Wasserhärtegrades ist von größter Bedeutung. Man muß sich gegen die Seifenfresserei des harten Leitungswassers schützen, am besten durch Zugabe von Bleichsoda. Kennt man den Härtegrad, so kann man in der Tat im Laufe eines Jahres eine ganz nette Summe für nicht verschwendete Seife sparen. Allerdings darf die Hausfrau nicht den Fehler begehen, die Bleichsoda mit der Seife zusammen dem Waschwasser zuzugeben. Man gibt die Bleichsoda 5 bis 10 Minuten vorher in das Waschwasser, rührt etwas um und bereitet die Waschlauge aus dem Waschmittel erst, wenn die Bleichsoda ihre Wirkung getan und den Kalk unschädlich gemacht hat.

Nicht vor dem Waschen enthärtetes Wasser bedeutet nicht nur eine Verschwendung, es ist auch die Ursache für ein allmähliches Vergilben und Vergrauen der Wäsche und für eine Verschlechterung des Gewebes. Denn die unerwünschte Kalkseife ist im Wasser unlöslich, setzt sich im Gewebe und sogar in den einzelnen Fasern des Gewebes fest und macht es allmählich hart und spröde. Die Hausfrau spürt auch, ohne daß sie es sieht, daß die Taschen-, Hand- und Betttücher oder die Leibwäsche allmählich immer weniger zur Aufnahme von Feuchtigkeit geeignet sind, nur weiß sie leider meist nicht, daß daran das harte Leitungswasser schuld ist.

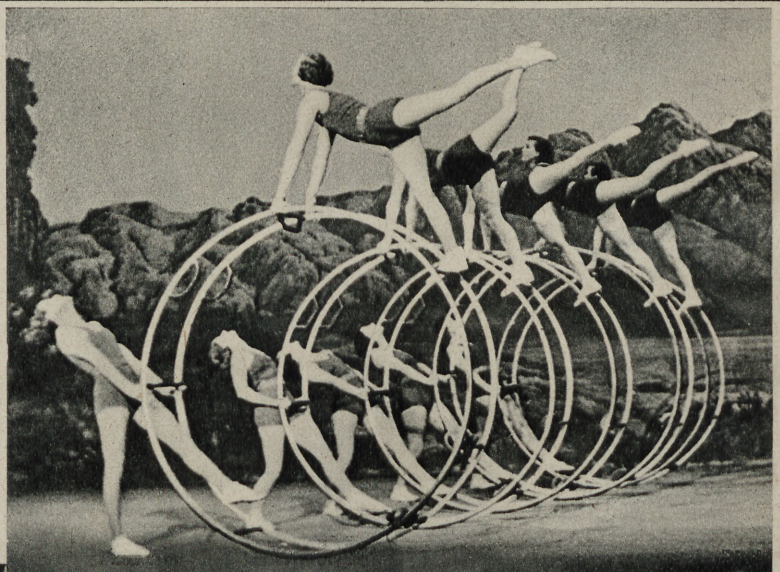
A. Lion





Eine neue, knappe Theaterfassung des Wagnerschen „Rienzi“ von Dr. Julius Kapp, dem Dramaturgen der Berliner Staatsoper, errang unter seiner eigenen Spielleitung und der Stabführung von Generalmusikdirektor Leo Blech in der Oper Unter den Linden einen großen Publikums-erfolg. — Max Lorenz als Triumphator (links) und Emanuel List als Bischof (im Portal) in der großen Szene vor der Kirche. Aufn. Scherl

# Bühne, Film und Varieté



Eine Rhödnradtruppe von 10 Damen zeigt im Berliner Wintergarten großes sportliches Können. Aufn. v. Blücher

## Links:

Arthur Schnitzlers bekanntestes Bühnenstück „Liebelei“ wurde zum dritten Mal verfilmt. (Elite-Film der Cinema) Von l. n. r. Willy Eichberger, Luise Ullrich, Magda Schneider, Wolfgang Liebeneiner

## Rechts:

Hilde Wagner und der junge Hans Joachim Schaufuß in dem Film der Deutschen Universal „Brennendes Geheimnis“ Aufn. Lichtenstein



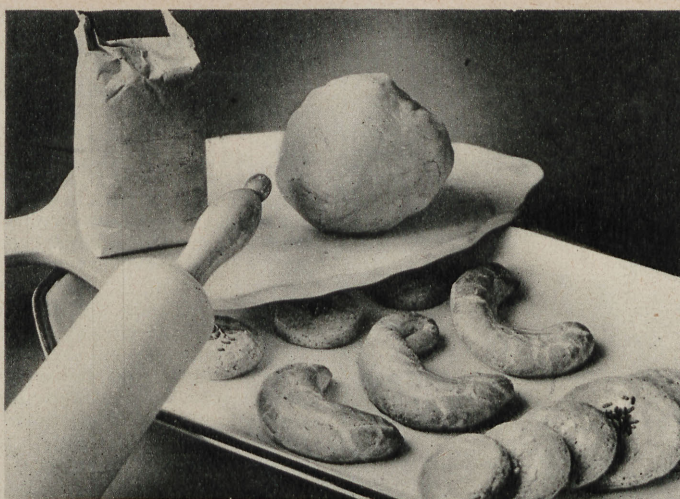


Weniger als Weizenmehl wird Kartoffelmehl benutzt, obgleich es billig und vorteilhaft ist. Deshalb wird vielen Hausfrauen eine Anregung willkommen sein, welche die Verwendung von Kartoffelmehl zu den verschiedensten Speisen zeigt.

Da sind zuerst die feinen Nachspeisen: an der Spitze marschiert ein feiner Zitronentrem, der gewöhnlich ja nur aus reinem Ei bereitet wird und sich dadurch sehr teuer stellt. Man versuche es einmal auf andere Weise! Wir rühren zwei Eigelb mit einem achteil Pfund Zucker recht schaumig, fügen langsam 30 Gramm feines Weizen- und 50 Gramm Kartoffelmehl hinzu, lassen einen knappen halben Liter Milch aufkochen, von der wir einige Löffel in die Eiermasse geben, die wir dann zu der kochenden Milch tun, um sie darin einmal aufwellen zu lassen. Dann nehmen wir sie vom Feuer, träufeln den Saft einer Zitrone und die abgeriebene Schale daran und fügen zuletzt den recht steifen Schnee der beiden Eier hinzu. Die Speise wird in eine Form gefüllt und mit einigen Biskuits garniert serviert.

Zu einem warmen Fruchtpudding geben wir die gleiche Menge Weizen- und Kartoffelmehl, im ganzen 50 Gramm, zu reichlich 30 Gramm Butter und schwenken das Mehl darin leicht an, um dann ein achteil Liter Milch hinzuzufügen und die Masse zu kochen, bis sie sich vom Topf löst. Ist sie erkaltet, so gibt man drei mit Zucker schaumig gerührte Eidotter hinzu, dann zuletzt den Schnee der drei Eier und einige mit Zucker und einigen Mandeln oder Nüssen gedünstete Äpfel, von denen man den Saft entfernt hat. Die Masse kommt in eine ausgestrichene Puddingform, in der man sie eine Stunde im Wasserbade kocht, um sie recht heiß aufzutragen. Man tann Fruchtsaft dazu reichen oder den abgegoßenen Saft der Äpfel darübergießen.

Bekannter sind alle Arten von Backwerk aus Kartoffelmehl: Da ist zuerst der feine Königsstuch zu nennen, zu dem man ein halbes Pfund Butter schaumig rührt. Dann fügt man 6 Eigelb, ein halbes Pfund Zucker, einige süße, gewiegte Mandeln, etwas Zitronensaft und etwas abgeriebene Zitronenschale und ein Gläschen Rum hinzu und rührt alles dreiviertel Stunden. Dann gibt man ein viertel Pfund Korinthen und den Eierschnee hinzu und füllt die Masse in eine ausge-



Butterkeks und Hörnchen  
Aufnahmen: Delia

## Speisen aus Kartoffelmehl

Von Hanna Brandt



Kaiserschmarren aus dem guten Kartoffelmehl



## Solches Wetter schadet Ihrer Haut!

Sie können sich aber leicht dagegen schützen mit Nivea-Creme! Reiben Sie allabendlich, aber auch am Tage, bevor Sie ins Freie gehen, Gesicht und Hände gründlich mit Nivea-Creme ein. Ihre Haut bleibt dann zart und geschmeidig, sie wird widerstandsfähig gegen Wind und Wetter und bekommt jenes feine, gesunde Aussehen, das wir bei der Jugend so gern bewundern.

Sie wissen: Es gibt keine andere Hautcreme, die Euzerit enthält, und deswegen ist Nivea-Creme auch nicht zu ersetzen.



\* Dosen 15, 24, 54 Pf. u. RM 1.—, Tuben 40 u. 60 Pf.

N 294

**Bei Kopfschmerzen**

**Grippe, Rheuma-Muskel- u. Nervenreizen**

kaufen Sie in der Apotheke aber nur

**Herbin Stodin**

u. Sie werden angenehm überrascht sein  
Unschädlich — Harnsäure lösend

**H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG.**

DIMETH. ACID.  
PHENYLPHANOLYLIT

**10 Tabl. 9.60**  
**20 Tabl. 1.05**

**Gesunde Mütter — Gesunde Kinder**

Wissenschaftlich ist erwiesen: Regelmäßige Bestrahlungen mit der „Höhensonne“ während der Schwangerschaft erleichtern die Geburt d. Kindes u. verhüten vorzeitiges Altern der Mutter. Die Stillfähigkeit u. der Vitamingehalt der Muttermilch wird erhöht. Die gefürchteten Kinderkrankheiten Rachitis u. Skrofulose bleiben aus. Das Kind wird auch für andere Krankheiten weniger empfänglich! Verlangen Sie Prospekte von der

**Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.**  
Hanau a. M. Postfach Nr. 11  
Zweigst. Berlin NW6, Robert-Koch-Pl. 2/11

**Es gibt nur eine HÖHENSONNE-ORIGINAL HANAU**





Fruchtpudding, warm gereicht

strichene Form, in der man sie bei starker Hitze ein und eine halbe Stunde bäckt. Der erkaltete Kuchen wird gestürzt und mit Zucker bestreut.

Ein billiges Gericht ist der in Österreich so beliebte Kaiserschmarren. Aus einem viertel Liter Milch, einem achtel Pfund Weizen- und der gleichen Menge Kartoffelmehl, etwas Zucker und drei bis vier Eigelb stellt man einen dicken Teig her an den man zuletzt den Eierschnee gibt. Die Masse wird in einer Pfanne auf einer Seite hellgelb gebacken, in kleine Stücke geteilt oder mit der Gabel zerrissen und weiter gebacken, bis alles braun ist. Dann bestreut man den Schmarren mit Zucker und trägt ihn recht heiß auf. Man kann Fruchtstücken oder geschmortes Obst dazu reichen.



Kartoffelnestchen mit verschiedener Füllung

Ein leichtes Gebäck, das sich auch für Kinder eignet, sind Butterkekse und Hörnchen aus Kartoffelmehl. Zu den Keksen rührt man 150 Gramm Butter, 150 Gramm Zucker und zwei ganze Eier mit etwas Vanillezucker oder Zitronensaft schaumig, gibt dann ein halbes Pfund Weizen- und 125 Gramm Kartoffelmehl und ein halbes Päckchen Backpulver hinzu, rollt den Teig aus und sticht kleine Kekse aus, die man auf einem gefetteten Blech hellbraun bäckt. Für Kartoffelmehlhörnchen empfiehlt es sich, als Treibmittel weißen Käse zu verwenden. Man rechnet 125 Gramm Käse, ebensoviel Butter und Kartoffelmehl dazu, aus dem man rasch einen glatten Teig knetet, den man kühl eine Stunde lang stehen läßt. Dann rollt man ihn dünn aus und formt kleine Hörnchen aus dem Teig, die man mit Ei bestreicht und hellbraun bäckt. Man kann auch kleine Sterne, Herzen oder ähnliche Formen aus dem Teig bilden und auf bestrichenem Blech backen.

Noch leichter sind kleine Hörnchen und Kringel für Kranke. Dazu mischt man 125 Gramm Mehl, 65 Gramm Kartoffelmehl und 125 Gramm Backpulver gut durch, gibt ein Eigelb, eine knappe halbe Tasse Milch, etwas Zucker, 20 Gramm Butter und eine kleine Prise Salz hinzu und knetet den Teig gut durch. Dann rollt man ihn und formt daraus kleine Brötchen oder Hörnchen, die man mit Eigelb bestreicht und auf einem bestrichenen Blech hellgelb bäckt.

Eine Mischung von Kartoffeln und Kartoffelmehl bildet die Grundlage zu kleinen Kartoffelneftern, die man verschieden füllen kann. Man reibt ein halbes Pfund gekochte, kalte Kartoffeln fein, gibt einen Eßlöffel Kartoffelmehl und einen halben Teelöffel Backpulver hinzu und verrührt alles gut. Dazu gibt man einen Eßlöffel mit einem Eigelb und zwei Löffel mit saurer Sahne verrührte Butter hinzu, mischt alles gut durch, würzt mit etwas Salz und etwas geriebenem Schweizer Käse und formt kleine Nester aus der Masse, die man hellbraun bäckt.

Sie werden zu Gemüse oder Fleisch gereicht und mit feinen Gemüsen, Ragouts oder Johannisbeer-gelee gefüllt.

## **.PALMA' SCHUH- PFLEGE**

### *labelhaft* für jeden Schuh

In Tuben, Dosen und Flaschen in allen Schuh- u. Lederhandlungen erhältlich. Jeder Versuch führt zur dauernden Benutzung.  
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig S 3

## **Chlorodont** - die Qualitäts-Zahnpaste -

Chlorodont, morgens und vor allem abends angewendet:  
**macht die Zähne blendend weiß  
und erhält sie gesund**

**ist sparsam im Verbrauch  
und daher preiswert**



denn hervorragendes Aussehen, vorzüglicher Geschmack und beste Bekömmlichkeit Ihres Gebäcks schafft Freude im Haus und bei Gästen. Wie immer gibt Ihnen die ausgezeichnete Triebkraft von

**Dr. Oetker's Backpulver „Backin“**  
von vornherein das wundervolle Gefühl der Sicherheit.

Meine neue Rezeptsammlung mit dem Titel „Backen macht Freude“ enthält u. a. eine Reihe zeitgemäßer, den wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßter Rezepte. Verlangen Sie das ca. 100 Seiten starke, mit 12 farbigen Bildtafeln ausgestattete Buch für 20 Pfennig bei Ihrem Kaufmann oder, wenn vergriffen, gegen Einsendung von Marken von



**Dr. August Oetker, Bielefeld**



# Der Radio-Doktor

## Wo steht der Lautsprecher am besten?

Mehr als drei Millionen Hörer arbeiten noch mit Apparaten, bei denen der Lautsprecher getrennt von dem Empfänger in einem eigenen Gehäuse sitzt. Bei einer solchen Anlage hat man die Möglichkeit, den Lautsprecher auch ziemlich weit entfernt vom Apparat aufzustellen. Dazu braucht man nämlich bloß eine sogenannte „Kupplungsleitung“ zwischen Apparat und Lautsprecher zu schalten. Wir nehmen am besten eine „Starkstrom-Kupplungsleitung“, weil dabei eine unbedingte Sicherheit gegen Spannungsdurchschlag und andere Nachteile gegeben ist. Im Haushalt werden „Kupplungsleitungen“ häufig zur Verlängerung der Bügeleisenschnur oder des elektrischen Teekochers verwendet. Unter „Kupplungsschnur“ versteht man eine bewegliche Starkstromlitze, an deren einem Ende ein Normalstecker und am anderen Ende zwei Steckbuchsen in berührungssicherer Fassung angebracht sind. Man muß aber darauf achten, daß der Lautsprecher Vier-Millimeter-Stecker hat, während für Haushalt-Geräte die Sechs-Millimeter-Stecker genormt sind. Hat der Händler keine Kupplungsschnur mit Vier-Millimeter-Buchsen vorrätig, so muß er eben das eine Endstück gegen ein passendes austauschen.

Es schadet dem Klang nichts, wenn eine solche Kupplungsschnur zwischen Lautsprecher und Apparat geschaltet wird. Ist der Lautsprecher aber ein dynamischer Lautsprecher mit vier Zuleitungen, dann müssen wir zwei Kupplungs-Doppelleitungen verwenden, weil ja auch der Erregerstrom dem Lautsprecher zugeführt werden muß. Auch dabei wird der Betrieb durchaus nicht gestört.

Mit einer so geschaffenen oder von vornherein vorhandenen längeren Verbindungsleitung zwischen Apparat und Lautsprecher haben wir nun die Möglichkeit, den Lautsprecher dort aufzustellen, wo er am besten klingt. Die günstigste Höhe ist meist etwa zwei Meter über dem Fußboden. Man macht die Erfahrung, daß der Klang im Raum am schönsten ist, wenn der Lautsprecher auf einem Konsöhlchen schräg in einer Zimmerecke placiert wird. Da die Rückwurfwellen des Schalles am Gesamtschall empfindungsmäßig oft einen viel größeren Anteil haben als die Originalschallwellen, die aus dem Lautsprecher kommen, kann man durch dessen geeignete Aufstellung in den meisten Fällen auch wesentlich an Lautstärke gewinnen. —

Für die Hörbarkeit der „musikalischen Grenzöne“ — nämlich der tiefsten und höchsten Töne — spielt die Aufstellung des Lautsprechers im Zimmer eine ganz besonders große Rolle. Da aber von den tiefen Tönen die Musikfülle und von den hohen die Klangwahrheit abhängt, so verbessert man mit der richtigen Aufstellung des Lautsprechers auch die Klangwirkung. —

Freilich gehören etwas Geduld und scharfe Aufmerksamkeit dazu, um den günstigsten Lautsprecher-Standort herauszufinden. Man muß sich bei den Versuchen Zeit lassen und die Schallwirkung an verschiedenen Orten im Zimmer ausprobieren, das heißt, der Beobachter soll langsam auf und ab gehen, um das ganze Schallfeld mit dem Ohr abzutasten. Am besten eignet sich für solche Versuche Musik ohne besonders große dynamische Schwankungen, etwa Kammermusik. Auch Sprache ist zu gebrauchen; sie wird gerade so laut eingestellt, daß sie absolut natürlich klingt. Dann hört man die Unterschiede am schärfsten.

K p r.

## Verwenden Sie

das ausschließlich deutsche

# Kartoffelmehl

## lose oder gepackt

und keine ausländischen Ersatzprodukte. Sofern Sie Qualitätsgarantie und hygienische Verpackung wünschen, wählen Sie Kartoffelmehl „Marke Kartoffelmännchen“.

Verlangen Sie kostenlos das Kochbuch  
von der

**Interessengemeinschaft Deutscher  
Kartoffelstärke-Industriellen, G.m.b.H.**  
**Berlin NW 40, Roonstraße 4**

## Zwei Männer unterhalten sich über ihre Frauen!

„Meine Frau“, erzählt der eine stolz, „ist furchtbar fleißig. Wenn ich längst bei der Abendzeitung sitze, dann hantiert sie noch in der Küche herum, und — —“

„Ja, erlaube mal“, unterbricht ihn der andere, „den Fleiß deiner Frau in Ehren, aber ist das etwa schön? Wenn ich nach Hause komme, dann ist meine Frau mit ihrer Arbeit auch fertig. Wir sitzen abends zusammen mit den Kindern am Tisch, erzählen uns etwas, lesen oder — gehen gemeinsam spazieren.“

„Früher“, sagte darauf der erste, „habe ich auch gedacht, es müßte so sein, aber meine Frau meint, es ginge nicht anders. Wie macht es denn deine, eigentlich hat sie doch viel mehr zu tun?“

„Nun“, erhält er zur Antwort, „sie arbeitet vom ersten Tag unserer Ehe an mit Alexanderwerk-Haushalt- und Küchenmaschinen. Das bedeutet für sie Arbeiterleichterung, Zeitgewinn für sich und die Familie, und sie erspart obendrein noch Wirtschaftsgeld.“

„Ja, da soll meine Frau aber doch auch . . . .“



Verlangen Sie bitte kostenlose Zusendung der illustrierten Prospekte Nr. 162 über Haushalt- und Küchenmaschinen.

**Alexanderwerk A. von der Nahmer Akt.-Ges., Remscheid**

**Der Schuh, den jeder Herr tragen sollte:**

# NORD-WEST

Haupt-Preislagen: RM. 9.75, 10.50, 12.50, 14.50.



### Silbernrätsel

a — a — be — bo — che — chro — de — de — del — ei  
— gen — gen — gend — gnon — grün — heid — i — im —  
in — las — le — lie — lis — lu — man — me — me  
— mer — mi — mus — ne — no — no — non — not — me  
nung — o — or — quez — ro — ro — se — se — ster  
— ster — tek — ter — tik — tiv — tri — tu — tur —  
umph — ve — zei

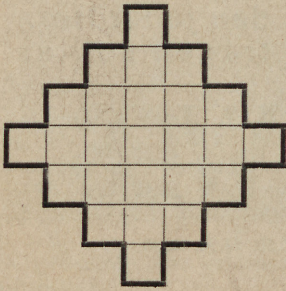
Aus vorstehenden 55 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Butter ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Figur aus Gög von Berlichingen, 2. Gestalt aus Wilhelm Meister, 3. Frühlingsblume, 4. geistige Strömung Anfang des 19. Jahrhunderts, 5. Lebensauffassung, 6. Geliebte des Zeus, 7. Siegesdenkmal, 8. menschliche Schwäche, 9. Genossenschaft, 10. Nachtmusik, 11. spanischer Maler, 12. Musikkapelle, 13. Klosterschwester, 14. Geheimpolizist, 15. Zierpflanze, 16. Zeitmesser, 17. katholische Auszeichnung. 29482

### Verstärkträtsel

Weinglas, Saalfeld, Genthin, Schluessel, Geluebde, Kopftuch, Rassel, Obstschale, Tandem, Mittagessen, Architekt, Rocktasche, Schwimmweste, Blindenfuhrer, Mischung, Herberge

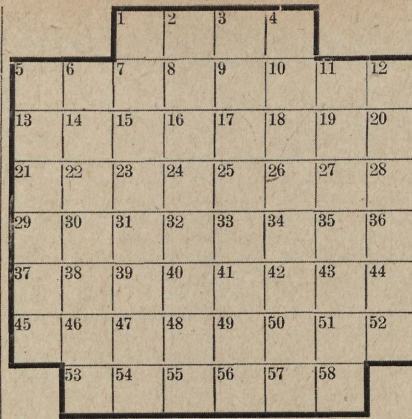
Jedem der vorstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, im Zusammenhange gelesen, ein Sprichwort ergeben. 29559



### Magischer Diamant

a a, e e e, g g, i i i, m m m m  
m m m, n n, s s, u u u u

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Mitlaut, 2. Halbton, 3. Stadt in Italien, 4. Tiefpunkt, 5. Betrag, 6. blumige Wiese, 7. Mitlaut. 28985



### Karreerätsel (Gesetzlich geschützt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 58 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Peter Paul. 29530

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Oper von Vording	2	23	5	6	26	3
2. Wasserfahrzeug	13	54	27	6	1	8
3. europäischer Staat	11	23	21	10	4	37
4. Fisch	55	7	4	12	37	24
5. sagenhafte versunkene Stadt	18	16	26	17	14	22
6. Getreideart	52	17	29	45	19	40
7. Genußmittel	47	39	31	50	7	25
8. keltischer Priester	15	20	32	43	35	19
9. sibirische Steppe	30	46	41	42	34	39
10. nahe Verwandte	38	48	51	56	28	34
11. alter Tanz	9	33	53	58	25	49
12. Mineral	47	9	44	57	42	36

### Auflösungen aus Nr. 11

Silbernrätsel: Es ist kein Korn so bitter als Frauenzorn. — 1. Erdbeben, 2. Sonnenuhr, 3. Intermezzo, 4. Schwalbenchwanz, 5. Zeltman, 6. Kanone, 7. Eisener Jungfrau, 8. Pfabelle, 9. Neujahr, 10. Zehnkamp, 11. Omnibus, 12. Reichsapfel, 13. Raufkaa, 14. Schopenhauer,

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

15. Dialekte, 16. Bergpredigt, 17. Intendant. — Geographisches Umweltträtsel: 1. Oldenburg, 2. Stargard, 3. Torgau, 4. Paderborn, 5. Meißen, 6. Erlangen, 7. Wiesbaden, 8. Solingen, 9. Schweinfurt, 10. Eisenach, 11. Rautheim. — Ostpreußen.

**Nicht warten! Erkältung, Halsentzündung, Grippe vorbeugen mit Panflavin-PASTILLEN** 

Ein passendes Geschenk zu jeder festlichen Gelegenheit ist ein

**Salzwedeler Baumkuchen**

*Scherwikow*

Baumkuchen von 3 Pfund an,  
pro Pfund RM 3.20 ab hier.

Preisliste gerne zu Diensten.

Vereinigte Salzwedeler  
Baumkuchenfabriken, Salzwedel.

Fernruf 745 und 491.

**AMOL** altbewährt  
bei Rheuma, Ischias, Kopf-,  
Nerven- u. Erkältungsschmer-  
zen, Ermüdung u. Strapazen.  
In Apotheken und Drogerien.  
1 Wei., 3 Wund., 1 Rett., 6 Bitt., 5 Bitt.-u.  
Lab.-Del, 18, 14 Wund., 400 Bitt., 600 Spirit.

Bei chron. Verstopfung  
und Fettleibigkeit

wirken seit 50 Jahren  
glänzend Boxbergers

Kissingers Pillen und  
Entfettungs-Tabletten